Rose Rozier.

Rose Rozier.

Roman

von

Henri Gréville.

Autorisierte Uebersetzung

von

Ludwig Wechsler.

Erster Band.

München.

Verlag von Georg D. W. Callwey.

1890.

I.

Mit solcher Helligkeit bestrahlte der Mond die Façade des Theaters in Chartres, daß die Gasflammen ein fast zaghaftes, gelbliches Licht von sich gaben.

Der erste Zuschauer, der mit der leicht begreiflichen Eile eines Menschen, der mehrere Stunden hindurch auf einer harten Bank gesessen, herausgerannt kam, hob die Nase in die Höhe und rief: „Ach, der schöne Mond! Man sollte glauben, es wäre Mittag!"

Die nach ihm herausflutende Menge, die sich mit einer gewissen Gemütlichkeit drängen und stoßen ließ, wiederholte diesen Ausruf in den verschiedensten Tonarten und dann zerstreuten sich die Leute über die geräumigen Boulevards, die für einen Augenblick — wohl blos zu ihrem eigenen Erstaunen — einen lebhaften und bewegten Anschein gewannen.

Die Gasflammen des Theaters fühlten sich ohne Zweifel bereits sattsam gedemütigt und erloschen plötzlich; ergriffen von dem Zauber der milden und schönen Nacht begaben sich die Bewohner von Chartres langsam und wie bedauernd auf den Heimweg. Wäre man nicht gezwungen gewesen, am nächsten Morgen frühzeitig aufzustehen, so hätte man sich wohl noch dem Genusse hingegeben, unter den kahlen Bäumen eine Weile dahinzustreichen und den Duft der knospenden Pappelbäume einzuatmen!

Eine kleine Gruppe blos, die sich der Herrschaft des Schlafes nicht unterordnen wollte, überließ sich einer kleinen Schwärmerei, indem sie unter lebhaftem Gespräch die breite Boulevardseite hinabschritt und wieder umkehrte, sobald sie den rechtwinkeligen und dunklen Straßen der alten Stadt nahekam.

„Sie mögen ja Recht haben," sagte Marcel Brun, indem er plötzlich stehen blieb; „Balbine ist nicht übel in dieser Rolle, doch Fräulein Florimond war besser."

„Lächerlich!" rief seine Frau aus; „Fräulein Florimond sah völlig wie eine Närrin aus."

„Eh!" ließ sich jetzt der dritte der kleinen Gruppe vernehmen; „dies lag offenbar in dem Geiste der meisten ihrer Rollen!"

Frau Brun zuckte die Achseln und murmelte einiges über die Dummheit der Männer, die u. s. w.

„Nun und Du?" fragte Marcel zu seinem Nachbarn Just gewendet, der gar nichts sagte, sondern mit nachdenklicher Miene einherschritt und die Schatten der Bäume studirte, die dieselben in dem hellen Mondlichte auf das Pflaster warfen.

„Meiner Ansicht nach," versetzte er, ohne den Kopf zu erheben; „hat niemand und wird niemand derart im Fliedergarten spielen, wie die arme Rose Rozier . . . . . ."

„Ja die!" sagte Marcel Brun; „die war unnachahmlich."

Frau Brun machte eine ungeduldige Bewegung.

„Meine Frau konnte sie nicht leiden," fuhr Brun fort; „was übrigens sehr natürlich war, da die Männer ohne Ausnahme für sie schwärmten und die Frauen sie verabscheuten."

„Eine Verworfene!" murmelte Frau Brun.

„So wird Geschichte gemacht!" entgegnete Langlois nicht ohne Schärfe. „Sie war ein höchst ehrbares Mädchen, nur besaß sie ein gewisses Etwas, das einen ganzen Zuschauerraum in Feuer setzen konnte. Hab' ich Recht, Just?"

Der junge Ingenieur nickte zustimmend mit dem Kopfe und beschleunigte ein wenig seinen Schritt.

„Gehen wir nach Hause," sagte Frau Brun trocken; „es ist ja schon entsetzlich spät. Gute Nacht, meine Herren!"

Und wie um ihre Worte zu bestätigen, schlug

es vom Kirchturm Mitternacht. Tief und gleichmäßig zitterten die Glockenschläge durch den Raum und flatterten immer weiter und weiter über die schlummernde Stadt hin.

„Was ist aus ihr geworden? Sie ist wohl todt, wie?“ fragte Just plötzlich, wie aus einem Traume erwachend.

„Wer?“

„Rose Ro . . . . .“

„Gute Nacht,“ sagte Marcel hastig, da ihn seine Frau am Arme zog.

Just und Langlois blieben allein zurück; letzterer folgte mit den Augen dem sich entfernenden Ehepaare.

„Du hast eine Dummheit begangen,“ sagte er zu seinem Freunde, der noch immer träumerisch vor sich hinblickte.

„Ich? wieso? Doch wohl nur unwissentlich . . .“

„Unwissentlich ist gut! Hast Du schon einen Menschen gesehen, der zu seinem Vergnügen Dummheiten begeht? Du weißt es also nicht, daß in Gegenwart der Frau Brun der Name Rose nicht genannt werden darf?“

„Weshalb?“ fragte der junge Mann arglos.

„Weil sie sich mit Recht oder Unrecht, und ich bin überzeugt, daß mit Unrecht, eingebildet hat, daß ihr Gatte in Rose Rozier verliebt war.“

„Daran wäre gar nichts Merkwürdiges,“ meinte Just mit leiser, fast traumhafter Stimme.

Langlois blickte ihn mit einiger Neugierde an.

„Welche Bedeutung kann das aber haben,“ fuhr der junge Mann sich aufraffend fort; „da sie doch todt ist?“

Langlois nahm ihn unter den Arm.

„Sie ist nicht todt,“ sagte er, die Stimme dämpfend.

Just fuhr zusammen und blieb stehen.

„Sie lebt?“ fragte er. „So hat sie das entsetzliche Ereigniß überlebt?“

„Ja, und sie ist beinahe vollkommen wieder hergestellt.“

„Wo ist sie?“

Langlois blickte erst vorsichtig umher, und ob schon weit und breit kein menschliches Wesen zu sehen war, dämpfte er seine Stimme noch mehr, als er sagte:

„Sie ist hier.“

Just André machte keine sichtbare Bewegung, doch empfand sein Freund, der ihm unter dem Arm gefaßt hielt, das Erzittern wie von einer innerlichen Erregung, und schon bereute er seine Offenheit.

„Wie kommt es aber,“ fragte der Ingenieur, „daß sie hier ist, und niemand etwas davon weiß, daß die Zeitungen ihren Tod meldeten, daß man sich nicht mehr mit ihr beschäftigt, daß . . .“

„Zuviel der Fragen, mein Freund. Immer nur eine auf einmal, wenn's beliebt. Sie ist hier, weil ich sie nach den Begebenheiten in Tours zurückgebracht habe."

„Du!"

„Ich selbst in eigener Person. Man weiß nichts davon, weil ich nichts verrathen habe und weil sie ihren wahren Namen, den ihrer Mutter, Madeleine Sorel, angenommen hat. Man hat sie nicht erkannt, weil sie nicht ausgeht. Die Zeitungen haben ihren Tod gemeldet, weil sie doch etwas melden mußten und es nach der schrecklichen Katastrophe vollkommen schicklich und wohlanständig war, daß sie todt und begraben sei. Außerdem hat sie selbst gewünscht, daß dem so sei. Rose Rozier ist todt, sagte sie zu mir, ich bin aber sicher, daß sie auferstehen wird."

„Sie ist geheilt, sagst Du?"

„Beinahe vollständig."

„Verändert?"

„Ja und nein."

Schweigend schritten die beiden Männer nebeneinander einher.

„Du liebst sie?" sagte Just plötzlich zu seinem Freunde.

„Ich? Was denkst Du denn? Ein verheiratheter Mann!"

„Und trotzdem," beharrte der junge Ingenieur, „Du hast sie abgeholt, hast sie hergebracht, geheilt ..."

„Ich betrachte das alles blos als einen interessanten medizinischen Fall," versetzte der junge Arzt kalt.

Sie hatten die Richtung nach der Vorstadt eingeschlagen und schritten jetzt die Straße dahin, die sich längs des Ufers hinzieht.

„Weiß Deine Frau davon?" fragte Just André, indem er die von dem sanften Mondlichte überstrahlten Pappeln in der Ferne betrachtete.

„Nein," versetzte Langlois; „und ich werde Dich sogar bitten, ihr gegenüber auch nichts davon zu erwähnen, da junge Frauen zuweilen nur zu geneigt sind, sich unnütze Gedanken zu machen . . . Hier ist ihr Haus," fügte er hinzu und deutete auf ein kleines Haus, welches sich in dem Hintergrunde eines Gartens erhob und von dem träge dahinfließenden Wasser bespült war.

„Erlaubst Du mir, sie zu sehen?" fragte Just in einem Tone, der, ohne daß er es wußte, flehend klang. „Ich glaubte, sie wäre todt; — wenn Du wüßtest, wie sonderbar es ist, wenn man sich sagt, daß eine Person, die man für todt hielt, am Leben ist, daß man sie sehen, mit ihr sprechen kann . . . Das ist sehr eigentümlich, sage ich Dir! Es ist, als bekäme man dabei einen Vorgeschmack aus dem Jenseits . . ."

Seine Worte sollten scherzend klingen, doch zitterte seine Stimme leicht.

„Ich habe kein Recht, sie von den Lebenden abzuschließen,“ entgegnete Langlois trockenen Tones; „gar keines, aber auch nicht den Schatten von Recht habe ich dazu, verstehst Du, André? Es ist und bleibt Rose unbenommen, zu empfangen, wen sie will. Gieb also Deine Karte ab.“

Just ließ den Kopf hängen wie ein Kind, das ein Geschenk und einen Verweis zugleich erhält.

„Wenn es Dir aber widerstrebt . . .“ meinte er darauf zögernd.

„Mir widerstreben? Worin denn? Das einzige, was mir in dieser Sache widerstreben würde, wäre, wenn meine Frau von einem anderen und nicht von mir Kenntniß von derselben erhielte . . . Doch da ist ja Deine Wohnung; — gute Nacht!“

Er drückte dem Freunde die Hand und entfernte sich festen Schrittes, der auf dem harten Steinpflaster widerhallte. Just folgte ihm mit den Augen, bis er verschwunden war, und trat dann in das stille, vom Monde sanft erhellte Haus. Er schritt zu dem Fenster seines Zimmers, öffnete er und betrachtete lange und mit einem Gefühle des Freude, das sein Herz erfüllte, das sich vor seinen Blicken ausdehnende friedliche Bild.

„Oh Jugend!“ sagte er, „oh Frühling! Das Leben ist klar und lichtvoll, wie diese wunder=

schöne Nacht, und seit gestern zähle ich fünfund-
zwanzig Jahre!"

Er warf sich auf ein Sopha und blieb in einer
Art Rausch versunken, unbekümmert um die Stunden,
die vom Kirchthurm her verkündet wurden.

II.

„Du bist's Karl?“ fragte Klara Langlois mit lieblicher Stimme in dem Augenblicke, da ihr Gatte vorsichtig die Tür zu ihrem Zimmer öffnete.

Sie hob den hübschen, blonden Kopf mit einer halb beunruhigten Bewegung empor, doch beruhigten sie ein Wort und ein Lächeln des Gatten wieder und mit einer lässigen und befriedigten Miene ließ sie sich langsam in die Kissen zurückgleiten.

„Du schläfst noch nicht?“ fragte der Arzt mit leisem Selbstvorwurf, „hätte ich das gewußt, so wäre ich schon vor einer Stunde zu Hause gewesen. Die Nacht ist so lieblich, daß ich mich verführen ließ, mit Just André einen Gang auf den Wällen zu machen.“

„Da tatest Du ganz recht daran“, sagte die junge Frau. „Uebrigens habe ich geschlafen und sicherlich hat mich blos das Geräusch Deines Schlüssels aufgeweckt.“

Sie blickte bei diesen Worten den geliebten Gatten an, bei dem all' ihre Gedanken weilten, dessen Gegenwart sie ganz glücklich machte und war froh, zu wissen, daß er einen Augenblick des Vergnügens genossen.

„Wie war die Vorstellung?" fragte sie, während Langlois die Nachtlampe aufschraubte und das während seiner Abwesenheit angekommene Abendblatt entfaltete.

„Sie war nicht schlecht; Fräulein Balbine besitzt ein gewisses Talent."

„Doch nicht in dem Maße, wie Rose Rozier?" fragte Frau Langlois und stützte sich auf den schneeweißen Arm.

Langlois blickte sie überrascht, unentschlossen an. Was sollte diese alte Erinnerung, die er mit vollem Grunde für vergessen hielt, zu dieser Stunde zwischen ihnen?

„Du sagtest mir stets", fuhr die junge Frau fort, „daß Rose ein bedeutendes Talent gewesen."

„Das war sie auch," versetzte der Arzt mit wiedererlangter Kaltblütigkeit. „Ich denke, Du hast sie gesehen?"

„Niemals. Du weißt ja, daß man mich vor meiner Verheiratung nie ins Theater führte."

„Ja, sie besaß ein außerordentliches Talent," entgegnete Karl, indem er sich auf einen Stuhl zu Füßen des Bettes niederließ.

Er hatte einen Entschluß gefaßt, und sein klarer Geist drängte ihn, ohne Zögern zu handeln.

„Wer hat Dir von ihr erzählt?“ fragte er, die kleine Hand der jungen Frau liebkosend.

„Ein Jeder .... Und sag mir, Karl, ist es wahr, daß Du sie geliebt hast? Jetzt, da sie todt ist, kannst Du es mir bereits sagen ....“

„Und würde Dich das irgendwie anfechten?“ fragte der junge Arzt, Klara tief in die Augen blickend.

Klara lächelte, zögerte und eine flüchtige Röte glitt über ihre reinen Züge, die durch ihren leidenden Zustand ein wenig ermüdet aussahen.

„Sie ist ja todt,“ wiederholte Frau Langlois; „und wenn auch nicht, wie? Das war ja vor unserer Heirat und kann mich nicht weiter behelligen ... Aber dennoch ...“

„Sei ruhig, teures Kind,“ sagte der Arzt und küßte das weiche Händchen, welches leicht bebte. „Ich habe Rosa Rozier nicht geliebt; Dich allein liebe ich, und Dich allein werde ich immer lieben. Dieses arme Mädchen war aber sehr unglücklich, und ich hege aufrichtige Freundschaft für ...“

„Sie ist aber doch todt?“ beharrte Klara mit einem Schatten von Zweifel in ihrer Stimme.

„Nein,“ versetzte Langlois fest; „und ich muß heute über sie mit Dir sprechen. Das weißt Du

doch, daß sie von einem schweren Unfall betroffen wurde?"

„Ja," sagte Klara erbleichend; „während sie in Tours spielte, fiel sie, wie ich glaube, mit ihrem Pferde in eine Versenkung . . ."

„Nicht so ganz. Sie hatte eine Rolle zu spielen, in welcher sie zu Pferde über einen Abgrund setzen mußte. In Wirklichkeit war die Sache ein Kinderspiel, da der Abgrund gar nicht vorhanden war. Das Hinderniß war kaum einen Meter breit, die Tiefe kam gar nicht in Betracht, und das trefflich geschulte Pferd hatte bei den Proben ganz vorzüglich gearbeitet. Am Abend der Vorstellung blieb es unglücklicherweise mit den Hinterfüßen stecken, es stürzte, die Reiterin wurde aus dem Sattel geschleudert und kam unter den schweren Körper des Tieres zu liegen . . ."

„Oh!" seufzte Klara, indem sie die Hände vor die Augen hielt.

„Natürlich ließ man den Vorhang fallen und das Gerücht verbreitete sich, sie wäre gestorben. In Wirklichkeit hatte sie beide Beine gebrochen, und man befürchtete eine Beschädigung der Wirbelsäule. Einige Tage hindurch beschäftigte man sich mit ihr; sie hatte ein mit Delirium verbundenes eigentümliches Fieber, wie es nur selten beobachtet werden kann, und das von größtem Interesse ist. Eine Woche nach dem Unglücksfalle brach eine Zirkusreiterin in

Wahrheit das Genick, und die Folge davon war, daß man Fräulein Rozier vergaß, besser gesagt, daß man die beiden Unfälle miteinander verwechselte, und Rose galt für tot."

„Wie weißt Du, daß sie es nicht ist?" fragte Klara, die offenen Augen auf die des Gatten heftend.

„Weil ich sie von Tours abholte und hierherbrachte" erwiderte der Arzt, „indem er aufmerksam die Wirkung seiner Worte auf dem beweglichen Gesichte seiner jungen Gattin verfolgte. „Dies geschah sechs Wochen vor unserer Heirat. Du weißt, mit welcher Ungeduld ich diesem glückverheißenden Tage entgegenblickte . . . Als ich von einem in Tours praktizirenden Kollegen hörte, daß das arme Mädchen vor Langeweile in dem Hospital, in welchem sie lag, vergehe und noch mehr, der Oberarzt die die Verletzungen begleitende sonderbare Krankheit in ganz entgegengesetztem Sinne behandle, dachte ich mir, es handle sich da um einen neuen Fall, um eine außergewöhnliche Kur, die mich vielleicht bekannt und beliebt machen könnte. Fräulein Rozier war nicht arm, ich erwirkte auf ihre Bitten die Erlaubniß, sie mit mir zu nehmen und so langte sie eines Abends mit ihrer alten Magd hier an, die sie seit ihrer Geburt kennt und die ihr treu ergeben ist. Es ist dies eine ganze Geschichte, beinahe ein Roman."

„Ja," sagte Claire wie im Traume. „Doch weshalb hast Du mir nichts davon mitgeteilt?"

„Aber, süßes Kind, hättest Du es vor Deiner Mutter geheim gehalten? Gelt nein? Und wenn es Deine Mutter gewußt hätte, wäre nicht schon am nächsten Tage ganz Chartres davon in Kenntniß gesetzt worden?“

„Nun?“

„Nun, man hätte gesagt, ich habe sie hierher gebracht, weil ich sie liebte und dies hätte unsere Heirat zunichte gemacht.“

Klara lächelte leicht, ein Schatten von Zweifel blieb noch in ihren kindlichen Augen zurück.

„Und . . . ist das Fräulein geheilt?“ fragte sie zögernd.

„Beinahe; sie hinkt noch ein wenig, doch wird das nicht lange währen.“

„Du hast Niemandem von der Sache gesprochen?“ fragte Klara und zog die Augenbrauen mit der Miene eines Inquisitors in die Höhe.

„O, doch! Ich sprach mit Just André darüber. Vielleicht tat ich unrecht daran! er hegt eine stumme Leidenschaft für sie, die, wie ich glaube, blos von neuem rege gemacht werden muß . . .“

Klara lächelte, sie war befriedigt

„Armer Junge!“ sagte sie. „Um so schlimmer für ihn; wozu verbrennen sich die Schmetterlinge die Flügel an der Kerzenflamme? Doch sage mir mein lieber, guter Karl, warst Du ganz gewiß nicht in diese Künstlerin verliebt?“

„Ganz gewiß nicht!“ versetzte Langlois aufrichtig.

„Und ist sie nicht in Dich verliebt?“ fragte die junge Frau, sich diese Möglichkeit mit so komischem Schrecken vergegenwärtigend, daß ihr Gatte sich des Lachens nicht zu enthalten vermochte.

„Da magst du vollkommen beruhigt sein,“ sagte er und neigte sich über sie, um sie zu küssen. „Pfui über die kleine Eifersüchtige! Kann ich denn an etwas anderes denken, oder gar jemand Anderen lieben, als mein kleines Weibchen und Bebe, welches uns bevorsteht? Stelle Dir doch vor, Klärchen, wie glücklich wir durch dies Hinzukommen des Dritten werden müssen.“

Frau Langlois wünschte nichts Besseres, als von Bebe zu sprechen und als die Kirchturmuhr die zweite Morgenstunde verkündete, entschloß sie sich, wieder einzuschlafen.

„Ich tat recht daran, ihr die Wahrheit zu sagen,“ dachte ihr Gatte bei sich, indem er das in dem schwachen Lichtschimmer der Nachtlampe ein wenig bleich aussehende hübsche blonde Köpfchen auf dem Kissen betrachtete. „Vielleicht hätte ich es schon früher tun sollen.“

Ein unangenehmes Gefühl beschlich ihn. Früher? Weshalb? War jetzt nicht der geeignetste Zeitpunkt hierfür, jetzt, da Just André ohne Zweifel seine regelmäßigen Besuche bei Fräulein Rozier, die schon früher die Aufmerksamkeit aller wohlwollenden Zungen

von Chartes erregt hatten, wieder aufnehmen würde? Ging dies doch ganz allein den jungen Ingenieur an! Seh ein jeder, wo er bleibe. Wird sich André lächerlich machen, so wird er nur sich selbst die Schuld zuzuschreiben haben.

All diese Argumente waren ungemein weise, dessen ungeachtet empfand Karl Langlois, im Bette liegend, eine Art Gewissensvorwurfs, als hätte er ein Lamm in den Rachen des Wolfes getrieben, um sich selbst zu retten. Zu gleicher Zeit empfand er eine gewisse Eifersucht darüber, daß der Wolf mit seinen schönen, weißen, spitzigen Zähnen dieses Lamm zerreißen sollte.

III.

Lustig flackerte das Kaminfeuer an dem frischen Aprilmorgen, da Rose Rozier, in einem bequemen Armstuhl liegend, mit kleinen Zügen und ohne die gewöhnliche Hast Genesender eine Tasse warmer Milch leerte. Ihre alte Magd Florence beobachtete sie dabei verstohlen, während sie das helle freundliche Zimmer in Ordnung brachte und schüttelte von Zeit zu Zeit den Kopf. „Wenn Du in dieser Weise fortfährst, Grillen zu fangen, mein Kind,“ sagte sie endlich, „so wirst Du niemals gesund werden.“

Fräulein Sorel machte eine mißmutige Bewegung.

„Der Gedanke, dem Tode entronnen zu sein und Deine Kunst, wann immer, fortsetzen zu können,“ fuhr die treue Magd fort, „sollte Dich doch heiter und vergnügt stimmen .....“

„Wann immer?“ griff Rose das Wort auf. „Ach, wenn ich könnte, geschähe es bereits morgen! Doch

kann ich? . . . . Laß mich also in Frieden, das wird viel vernünftiger sein."

Sie wandte sich mit einer ungeduldigen Geberde ab. Auf ihren Besen gestützt stellte sich die Alte vor sie hin.

„Du mußt mich anhören," sagte sie mit der doppelten Hartnäckigkeit alter Leute und alter Diener, „nur ich allein kann Dir die Wahrheit sagen und Du mußt sie hören. Du brauchst mich gar nicht so anzublicken, denn wenn Du mir auch Grobheiten sagst, so wird mich das nicht hindern, zu sprechen. Du bist verdrießlich, weil das Geld alle wird und weil . . . . ."

„Ist das nicht genug?" unterbrach sie die Schauspielerin und blickte Florence verwirrt an.

„Gewiß ist das genug, doch ist das nicht Alles. An Geldwunden stirbt man nicht, heißt es im Sprichwort und dies ist auch vollkommen richtig. Du hast seiner Zeit einiges Geld bei Seite gelegt — war auch eine Idee von mir! — und es leistete Dir jetzt treffliche Dienste, nicht wahr? Nun haben wir den größten Teil des Ersparten für Deine Krankheit ausgegeben, doch sehe ich nicht ein, weshalb dies ein so großes Unglück sein soll? Du wirst doch zugeben, daß dies bedeutend vernünftiger war, als in dem Hospital eingeschlossen zu bleiben, wie es ohne das Dazwischenkommen dieses wackeren

Doctors Langlois, den Gott erhalten möge, unfehlbar der Fall gewesen wäre!"

Fräulein Sorel zog die Brauen zusammen, sagte aber nichts.

„Wenn Du wenigstens die schmackhaften Dinge essen wolltest, die ich für Dich bereite!"

„Ich habe keinen Hunger," versetzte die junge Dame.

„Oder im Sonnenschein ein wenig im Deinem Garten lustwandeln."

„Das kommt mir zu schwer an."

„Und nicht den ganzen lieben Tag über so griesgrämig dreinblicken wie eine Gefängnißtür," fuhr die alte Magd unerschütterlich fort.

Die Schauspielerin wandte Florence das schöne, noch ein wenig bleiche Gesicht zu.

„Ich langweile mich," sagte sie langsam, doch in so entschiedenem Tone, als spräche sie irgend einen hehren Entschluß aus.

„Das ist blos ein Grund mehr, um rasch gesund zu werden und je früher wieder zu spielen anzufangen," erwiderte Florence. „Ich kenne Dich und weiß, daß nur dies allein Dich zu zerstreuen vermag."

Rose Rozier erhob sich und stieß das vor ihr stehende Tischchen hastig zurück, daß die mit Milch gefüllte Schale zu Boden fiel.

„Spielen? Kann ich denn spielen? Weiß ich,

ob ich jemals wieder werde spielen können? Ob meine gebrochenen Beine wieder werden gehen, laufen können? Ob sich meine Arme gen Himmel erheben wollen? Ob mein durch das lange Siechtum und durch die Untätigkeit, die noch schlimmer ist als die Krankheit selbst, geschwächter Körper sich noch wird bewegen können? Spielen? Ich, die ich mich blos mit Hilfe eines Stockes fortbewegen kann, und die ich bei jedem Schritt, den ich tue, eine Empfindung habe, als gingen meine Füße und meine Knie in Stücke! Ich bin linkisch und schwerfällig geworden, ich krieche an den Wänden hin, klammere mich an die Möbel, um nicht zu fallen, und da sprichst Du mir vom Spielen! Blicke mich an und dann sprich!"

Schwankend tat sie ein paar Schritte mit den schmerzenden Füßen und hielt vor der Kaminplatte an, um, sich an dieselbe lehnend, Florence erregt anzublicken.

„Ja, ja, ich weiß sehr gut, daß Du noch nicht wie eine Tänzerin hüpfen kannst," fuhr die alte Magd wieder fort, indem sie die verschüttete Milch mit einem Lappen auftrocknete, „verlangt man denn das von Dir? Soviel steht einmal fest, daß Du gehen kannst und vor sechs Monaten verbunden und auf dem Rücken dalagst, ohne Dich mehr als eine Mumie regen zu können, und jämmerlich zu schreien anfingst, wenn nur Jemand Deinem Bette sich näherte. Auf einer Tragbahre wurdest Du hierher gebracht,

mein Kind, wie eine Leiche, und heute stehst Du aufrecht vor mir, frisch und schön trotz alledem, schön, ja schön, der zornigen Blicke ungeachtet, die Du mir zuwirfst. Und ich sage Dir, daß Du zu weichlich wirst und man Dich aufrütteln muß! Zuweilen denke ich mir sogar, daß Du gar keine Lust hast, wieder gesund zu werden . . . . daß es Dir Vergnügen bereitet, Dich pflegen zu lassen . . . .“

„Genug,“ unterbrach die Schauspielerin die Redselige und wandte ihr von einer lebhaften Röte übergossenes Gesicht ab. „Geh' hinaus und hänge Deine Wäsche zum Trocknen auf . . .“

Florence raffte ihre verschiedenen Gerätschaften zusammen, warf einen Scheit Holz aufs Feuer und verließ das Zimmer, ohne ein Wort zu erwidern. Sie wußte, sie sei bei dem Punkte ihrer originellen Gespräche angelangt, welchen sie nicht überschreiten durfte, wenn sie keinen furchtbaren Sturm heraufbeschwören wollte.

Allein geblieben, neigte sich Rose dem Spiegel zu und betrachtete aufmerksam ihr Gesicht. Ihre anfänglich finsteren Züge glätteten sich allmählich, und schließlich lächelte sie ihrem Spiegelgebilde schwach zu.

„Hübsch,“ sprach sie dabei leise vor sich hin; „ja, ich bin noch hübsch . . . vielleicht noch mehr als hübsch . . . die Züge sind noch rein geblieben; die von dem Leiden verursachten Fältchen werden

sich glätten und verschwinden ... Mit sechsundzwanzig Jahren kann Alles gut werden, und ich habe noch Jahre der Jugend und der Schönheit vor mir ..."

Die Hausklingel ertönte, die Schritte der alten Magd knirschten auf dem Kiese und die klare, helle Stimme Langlois' ließ sich im Hausflur vernehmen.

„Der Herr Doktor," meldete Florence, die Thür öffnend.

Rose hatte sich abermals gesetzt und ordnete die Falten ihres blauen Morgenkleides um sich, das so prächtig zu ihrer Marmorschönheit paßte.

Langlois trat mit einer Miene ein, die ein wenig zu lebhaft, zu heiter war, um auch ganz natürlich zu sein.

„Guten Morgen, meine schöne Patientin," sprach er bereits auf der Schwelle; „wie geht es heute?"

Sie lächelte, schüttelte leise den Kopf, legte ihre lange, feine Hand in jene, die er ihr entgegenstreckte, und ließ sie einen Augenblick, den tausendsten Theil einer Sekunde länger als nöthig, in derselben.

„Nicht gut? Keinen Mut? Das macht die Kälte des Morgens, doch bewölkt sich der Himmel, und wir werden bald einen kleinen warmen Aprilregen haben, der Ihren armen Nerven eine kleine Erleichterung bringen wird."

Er setzte sich ihr gegenüber nieder.

„Ein solches Feuer! Sie täten besser daran, sich an der Sonne zu wärmen, das ist mehr wert, als alles Feuer auf der Welt, das der Rampen nicht ausgenommen. Sie lächeln? Sie glauben mir nicht?"

„O gewiß, Doktor!" versetzte sie in demselben bedeutungsvollen Tonfalle, dessen man sich im Theater bedient, um leidenschaftliche Tiraden zu beginnen.

Eine kleine Pause trat ein. Das Holz im Kamine flackerte und prasselte lustig, sprühend stoben Funken von demselben.

„Sie sagten mir ja, Doktor, daß Sie verheiratet seien," begann Rose von neuem. „Wie befindet sich Frau Langlois?"

Sie betrachtete den Arzt hinter leicht zusammengekniffenen Lidern, wie man einen Gegenstand zu betrachten pflegt, den man der Erinnerung einprägen will; — den Kopf leicht zurückgeworfen, erwartete sie seine Antwort.

„Ich muß es Ihnen wirklich gesagt haben," versetzte Langlois ein wenig überrascht. „Meine Frau befindet sich wohl, so wohl, wie es ihr Zustand gestattet. Ich danke Ihnen bestens für das freundliche Interesse, welches Sie ihr entgegenbringen."

„So haben Sie sich denn während meiner .... meiner Krankheit verheiratet?" fragte Rose mit

leisem Spott. „Denn so weit ich mich erinnere, waren Sie bei meinem letzten Aufenthalte in Chartres noch Junggeselle .... Waren Sie es auch noch, als Sie nach Tours kamen, um mich abzuholen?"

„Ja," entgegnete der Arzt, indem er sie fest anblickte.

„Und Sie verheirateten sich, ohne daß ich etwas davon merkte? Mein Gott, wie eilig mußten Sie es doch gehabt haben!"

„In der Tat," gab Langlois ernst zur Antwort; „ich besuchte Sie an meinem Hochzeitstage, am frühen Morgen, ehe ich mich zum Maire und des Abends, ehe ich mich zum Hochzeitsmahl begab. Das war gerade am elften Tage Ihres Gehirnfiebers, und seither sind bereits volle acht Monate verflossen."

„Ich danke Ihnen," murmelte Rose indem sie dem jungen Arzte die Hand hinhielt, die er nur flüchtig berührte.

„Meine Heirat wurde in einigermaßen sonderbarer Weise abgeschlossen," fuhr Langlois fort. „Meine Eltern hatten mit denen meiner zukünftigen Frau viel über dieselbe gesprochen und nur mit mir nicht . . ."

„So daß Sie sozusagen überrumpelt wurden?" warf Rose sarkastischen Tones ein.

„Das nicht; die zukünftige Frau Langlois besaß

all die Tugenden, die man von einer Gattin fordern kann, und so war ich ganz glücklich, meinen Eltern gehorchen zu können, als ich aus ihren Händen die Gattin empfing, die mein Glück für die Zukunft verbürgt.“

„Nun, ich wünsche Ihnen Glück,“ sagte Rose kurzen Tones und lehnte sich nachlässig in ihren bequemen Armstuhl zurück.

„Welch eigentümlichen Vorstellungen man sich doch zuweilen hingiebt,“ nahm sie nach einer kurzen Pause das Gespräch wieder auf; „ich hatte mir bezüglich Ihrer Person ganz andere Gedanken gemacht. Ich dachte mir Sie als einen Mann, unternehmend, kühn, ein wenig . . . ein wenig überspannt . . . Das Unternehmen, mich so krank, wie ich darniederlag, aus Tours hierherzubringen, ließ mich Ihren Charakter in einer, wie ich jetzt einsehe, durchaus irrigen Weise beurteilen. Sie sind verheiratet, eingenistet in den Schatten Ihres ehelichen Lebens, an der Scholle klebend . . .“

Sie blickte durch das Fenster zu dem Horizont empor, der sich über den das Flußufer einsäumenden Weidenbäumen wölbte, und ihre Augen glitten über den Arzt hin, als sähe sie ihn gar nicht.

Langlois schwieg; unter der anscheinenden Offenheit dieser Worte fühlte er eine Menge unausgesprochener Empfindungen wogen, die er zu keinem Ausdrucke bringen wollte.

Er war nicht ohne Schuld an dem Mißverständnisse, welches offenbar zwischen Rose Rozier und ihm bestand. War doch die Aufwallung, die ihn veranlaßte, nach Tours zu gehen und die schwerkranke Künstlerin zu holen, tatsächlich eine Empörung seines nach Abenteuern lüsternen Geistes gegen die ihm von der Familie und dem Anstande aufgedrängte Vernunftheirat gewesen! Und wenn unmittelbar darauf die strahlende Gegenwart der jungen Frau, ihre bezauberte Anmut, ihre unfühlbare und dennoch so mächtige Herrschaft das Herz des gleichgiltigen Gatten verändert hatten, wenn Langlois urplötzlich erkannt hatte, welche Schätze das Herz einer jungen Frau von achtzehn Jahren, die sich ohne jeden Hintergedanken dem Gatten und dem zu erwartenden Kinde weiht und widmet, in sich schließt, so hatte Rose Rozier keine Kenntnis davon und konnte auch keine Kenntnis davon haben.

Wenn sie dagegen in ihm noch immer den Enthusiasten sah, der ihr im vergangenen Jahre so lebhafte Beweise seiner Bewunderung gegeben, wenn diese rätselhafte Reise, diese fast an ein Wunder grenzende Heilung der jungen Schauspielerin den Glauben eingeflößt hatten, daß er lebhaftere Gefühle für sie hege, als ein Arzt seinen Kranken gewöhnlich entgegenbringt, so war die Heirat Langlois vollkommen darnach angetan, um sie in Erstaunen zu setzen.

Es war nunmehr sicher, daß er ihr niemals von seiner Heirat erzählt hatte. Weshalb? Dies ließ sich nur schwer erklären. Im Grunde genommen, war er ganz zufrieden damit, daß irgend eine Klatscherei die junge Dame von einer so einfachen Sache in Kenntnis gesetzt hatte, die an und für sich wohl ohne Bedeutung, diese aber durch die einfache Tatsache, geheim gehalten zü werden, wohl gewinnen konnte . . .

Wer aber hatte Rose gesagt, daß Langlois geheiratet habe? Das konnte nur sein Freund Just André gewesen sein. Doch so früh? Sollte er noch vor zehn Uhr vorgesprochen haben und empfangen worden sein?

„Haben Sie meinen Freund Just gesehen?“ fragte er Rose, die mit den Blicken dem Gange seiner Gedanken auf seinem Gesichte gefolgt war.

„Just André? Nein. Ist er hier?“

Sie hatte sich in ihrem Lehnstuhl mit einem solchen Ausdrucke der Aufrichtigkeit und Offenheit emporgerichtet, daß Langlois seinen Verdacht bereute. Die Augen der schönen Schauspielerin erglänzten in außergewöhnlichem Glanze und sie wiederholte mit größter Lebhaftigkeit ihre Frage.

„Ja, und er wird Sie auch besuchen. Werden Sie ihn empfangen?“

„Gewiß! Der eifrigste meiner Bewunderer! Just André sehen, bedeutet ja soviel, als wieder ins

Leben eintreten! Wissen Sie, Doktor, daß ich mir seit den acht oder zehn Monaten, da ich nur Sie vor mir sehe, gleichsam lebendig begraben vorkomme?"

„Es war Ihr eigener Wunsch," sagte Langlois sich erhebend; „außerdem habe ich selbst André von Ihrer Genesung in Kenntnis gesetzt. Er hielt Sie für todt."

„Der arme Junge! Gewiß hat er Verse gemacht! Ich bin überzeugt, Doktor, daß er Verse gemacht hat. Gestehen Sie es doch!"

„Sie werden ihn selbst fragen können," versetzte der Arzt kalt und ergriff seinen Hut; „da er Sie, wie ich glaube, noch heute besuchen wird."

„Welches Glück!" rief Rose und klatschte in die Hände. „Ich habe ihn eine Menge Dinge zu fragen. Er wird mir von Paris erzählen. Denn er geht ja jede Woche nach Paris, nicht wahr, Doktor? Es war sehr liebenswürdig von Ihnen, daß Sie ihm sagten, er möge mich besuchen."

Langlois verbeugte sich kalt.

„Nur fleißig in der Sonne spazieren gehen und heiter sein," sagte er, sich von seiner Kranken verabschiedend. „Ich glaube sogar, daß Ihnen in etwa vierzehn Tagen eine Reise sehr wohl thun wird. Auf Wiedersehen!"

„Auf Wiedersehen!" sagte Rose, ihm die Hand reichend.

Er drückte dieselbe zerstreut und schritt hinaus.

Im Vorzimmer begegnete er Florence, bei deren Anblick ihm eine Idee kam.

„Wer sagte Ihrem Fräulein, daß ich verheiratet sei?“ fragte er, die Thür öffnend.

„Ich!“ erwiderte die Alte, ihn mißtrauisch anblickend.

„Ganz richtig, Florence, daran thaten Sie sehr recht,“ antwortete er ruhig. „Ich wundere mich nur, daß Sie nicht schon früher daran dachten, es ihr zu sagen. Doch halt! ein junger Mann, Herr André, wird heute vorsprechen und Fräulein Sorel denselben wahrscheinlich empfangen. Es wird seit dem Unglücksfalle zum ersten Male sein, daß sie einen Fremden bei sich sieht; achten Sie also darauf, daß sie sich nicht aufregt oder zu lange plaudert. Sollte sich das Fieber wieder einstellen, so holen Sie mich sofort.“

Und damit entschwand er den Augen der staunenden Florence.

IV.

„Florence! Florence!"

Die Magd öffnete die Thür des kleinen Salons und fand Rose aufrecht vor dem Kamine stehend, ungeduldig, mit zusammengezogenen Augenbrauen.

„Was giebts denn?" brummte die alte Frau; man sollte meinen, das Haus brenne."

„Weshalb läßt Du Dich auch zehnmal rufen, ohne Antwort zu geben? Spute Dich, bringe diesen häßlichen Salon in Ordnung, damit er ein freundlicheres Aussehen bekommt. Aber so eile doch!"

„Sollte man nicht glauben, Sie erwarten den Papst selbst?" spottete Florence, ohne sich mehr zu beeilen, als hätte man ihr garnichts gesagt. „Ich glaube, daß das Zimmer ganz hübsch aussieht! Rein ist es doch, was wollen Sie denn noch mehr?"

„Blumen in diese beiden Vasen, eine gelbe Zierpflanze in dieses Gefäß; — lege die Vorhänge

zurecht, sie machen so unschöne zerknitterte Falten . . . Du verstehst aber auch garnichts! Du lieber Gott, wie ungeschickt bist Du doch!“

Und ein wenig hinkend, ohne aber darauf zu achten, schritt Rose durch den Salon, ohne Stütze, ohne sich an den Möbeln festzuhalten und legte die Vorhänge in zierliche Falten. Die alte Magd war vor Staunen sprachlos.

„Du bist ohne Stock gegangen!“ sagte sie nach einer Weile, als sie endlich sprechen konnte.

„In der That!“ rief Rose fröhlich aus, „Ich habe garnicht daran gedacht!“

„Was hat Dich denn derart verändert?“ fragte Florence, noch immer unbeweglich. „Wahrscheinlich weil man Dir sagte, daß Dich ein junger Mann besuchen werde?“

„Nun?“ machte die Schauspielerin sich hastig umwendend.

„Was nun? Der Doktor hat es mir gesagt und was dann?“

„Nichts,“ versetzte Rose, die Falten der Vorhänge glättend. „Hole mir Blumen, damit dieses Haus weniger einer Herberge und mehr einem traulichen Heime gleiche.“

„Blumen!“ meinte Florence; „das verlohnt sich nicht der Mühe. Der junge Mann, welcher heute hierherkommt, wird Dir schon Blumen schicken.“

Rose richtete sich nochmals empor und blickte ihre Magd streng an.

„Du nimmst Dir zu viel heraus,“ sagte sie, „während meiner Krankheit hast Du Dich hieran gewöhnt . . . . Doch ist dies nunmehr vorüber und laß Dir dies für alle Zeiten gesagt sein!“

Florence zuckte mit den Achseln und schritt hinaus. Als sie verschwunden war, schritt Rose langsam von einem Gegenstand zum andern, stützte sich an die Möbeln, an die Wände und gelangte endlich mühselig zu ihrem Lehnstuhle zurück.

„Schwach!“ murmelte sie voll innerlichen Zornes, „unfähig, mich zu bewegen, zu bücken! Wie lange wird das noch währen? Dieser Langlois ist durchaus nicht so geschickt, wie er selbst meint. Achteinhalb Monate gänzlicher Abgeschlossenheit genügen vollkommen, sollte ich meinen, um wen immer und was immer zu heilen!“

Kraftlos, entmutigt, schlug sie die Hände vor die Augen und verharrte schweigend.

Der Ton der Hausklingel schreckte sie plötzlich aus ihrem Brüten empor.

Florence trat mit triumphirender Miene ein, in der einen Hand ein prächtiges Bouquet, in der andern eine Visitenkarte haltend, die ihr Rose fast entriß, um sie rasch lesen zu können.

„Just André bittet Fräulein Sorel um die Erlaubnis, ihr seine Ergebenheit zu bezeugen.“

„Man wartet auf die Antwort," sagte Florence mit den Augen zwinkernd, wie um anzudeuten, daß draußen ein Bote harrte.

„Sage, daß es mir angenehm sein wird, Herrn André im Laufe des Nachmittags zu sehen.

Den Blumenstrauß steif vor sich hinhaltend, ging Florence hinaus, um dem Boten die Antwort zu übergeben, worauf sie zurückkehrte und gemessen auf die Schauspielerin zuschritt.

„Nun, sagte ich Dir nicht, daß es sich nicht der Mühe verlohne, Blumen zu kaufen?" fragte sie im vorwurfsvollen Tone.

Rose blickte sie zornig an. „Damit dieser Herr glaube, daß er der Einzige ist, der mir welche schickt?" fragte sie verächtlich zurück, „Du bist gar zu wenig politisch. Eile zum Blumenhändler, aber sofort, damit bis Mittag Alles in Ordnung sei."

Diesmal überzeugt, gehorchte die alte Magd. Eine Stunde später hatte der Salon einen von seinem gewöhnlichen Aussehen gänzlich verschiedenen Charakter angenommen. Die halb zurückgeschlagenen Vorhänge ließen den Garten und die Landschaft sehen; grüne Blattpflanzen füllten die Ecken aus und auf dem Tische, neben der jungen Dame, prangte der von André geschickte Blumenstrauß in einer großen Vase. Der Schauplatz war zweckentsprechend hergerichtet, der junge Ingenieur konnte kommen.

V.

„Herr Just André!“ meldete Florence feierlichen Tones und riß die Thür des Salons auf.

„Madame ....“

„Mein Herr ....“

Just stand vor Rose, die ihn mit einer anmutigen, wenngleich zurückhaltenden Handbewegung einen niedrigen Fauteuil gerade ihr gegenüber zum Sitze anwies. Er verneigte sich und setzte sich schweigend. Die junge Dame lehnte sich lässig zurück und stützte den Kopf gegen die Rückenlehne, die von einem orientalischen Gewebe bedeckt war, dessen bunte, so lebhafte und trotzdem sanfte Färbung das prachtvolle Profil der Künstlerin zur vollsten Geltung kommen ließ.

Die Thür hatte sich wieder geschlossen. Der kleine Salon, der blos die Strahlen der Morgensonne bekam, war zu dieser Nachmittagsstunde von einem sanften, zarten Lichte erfüllt, das Feuer im

Kamin war zu einem mächtigen Gluthaufen niedergebrannt, über dem eine Wolke flockiger, flaumiger Asche lag; gedämpft tönte das Ticken der Uhr durch die warme, duftige Atmosphäre des Gemaches. Just hob die Augen zu Rose Rozier empor.

Die von einem weichen, elastischen, weißen Shawl bedeckten Füße auf ihrer bequemen Chaise longue ausgestreckt, das Haupt leicht nach rückwärts gelehnt, blickte ihn die junge Dame hinter den halb geschlossenen Lidern mit dem Lächeln alltäglichen Wohlwollens an.

„Mein Fräulein . . . .“ begann André; er hielt inne, da ihm eine Erregung, deren er nicht Herr zu werden vermochte, die Kehle zuschnürte.

„Es ist wohl lange her, nicht wahr?“ sagte Rose und fuhr fort zu lächeln.

„Ich hielt Sie für todt,“ sprach er leise, schwieg dann aber und blickte auf den Teppich.

„Ich auch,“ versetzte die Schauspielerin und lachte, daß ihre schönen, weißen Zähne sichtbar wurden. „Doktor Langlois ist ein großer Arzt! Er ist wohl Ihr Freund?“

„Ja,“ sagte André, immer mehr verwirrt. Eine Menge widersprechender Empfindungen drangen auf ihn ein.

„In der That, ich erinnere mich. Sie kamen mit einander in's Foyer . . . ich spielte die Kameliendame.“

„Sie erinnern sich?“ fragte Just mit einem dankbaren Lächeln.

„Ganz gewiß!“ entgegnete Rose mit ihrem Taschentuche spielend, auch muß ich Ihnen für die wunderschönen Blumen danken, die Sie mir sandten. Sie haben gewandte Gärtner hier in Chartres.“

André verneigte sich schweigend. Er hatte eine Menge Dinge zu sagen, und der gleichgiltige Ton, in welchem die Unterhaltung geführt wurde, führte ihn so weit ab von seinen Gedanken, daß er nichts zu antworten fand. Rose schloß beinahe ganz ihre Augen, dann aber wandte sie ihm das Gesicht voll zu und bemerkte: „Sagen Sie mir, ich bitte Sie darum, welchen Eindruck die Nachricht von meinem Tode auf Sie hervorbrachte?“

Der junge Mann schwieg; er hatte sich diese Unterredung so ganz anders vorgestellt. Als er in's Zimmer trat, war er bereit gewesen, alles zu sagen; in dem Augenblick, da er die Frau, die er seit so langer Zeit bereits für todt hielt, gesund und lebend wiedersah, hätte er ihr seine ganze Seele offenbaren können — und nach diesen wenigen einleitenden Worten einer so gewöhnlichen Unterhaltung war er hierzu unfähig geworden.

„Das werde ich Ihnen später sagen,“ versetzte er, seine volle Kaltblütigkeit zurückgewinnend. „Die Vergangenheit ist ein böser Traum.“

„Ach ja, ein böser Traum,“ seufzte die Künstlerin.

„Sprechen wir lieber von der Gegenwart. Sie sind bewunderungswürdig schön und frisch. Ich hatte nicht erwartet, Sie so wiederzufinden . . .“

„Langlois hat Ihnen wohl gesagt, daß ich sehr verändert sei?“ unterbrach sie ihn.

„Durchaus nicht, doch war ich der Meinung, daß eine derartige lange Abgeschlossenheit in Verbindung mit so grausamen Leiden nicht spurlos an Ihnen vorübergehen würde. Mein Freund Karl hat ein wahres Wunder vollbracht . . .“

„Noch kann ich nicht allein gehen,“ sagte sie bedauernd.

„Er behauptet, daß dies von Ihrer Furcht, sich zu beschädigen, herrühre. Sie wissen, wie schmerzhaft die ersten Schritte nach einem Knochenbruch sind, doch darf man sich hierdurch nicht abschrecken lassen.“

„Der Doktor glaubt also, daß ich blos aus Furcht, mir Schmerzen zu bereiten, meine völlige Genesung verzögere?“ fragte Rose und zog die feinen Brauen zusammen. „Er hat Ihnen dies gesagt?“

„Nicht so direkt; er sagte blos, daß Ihnen diese Furcht eigentümlich sei, daß sie aber die Genesung zum dreivierten Teil verzögere.“

„Was soll ich also tun?“ fragte die Schauspielerin, noch immer mit gerunzelten Brauen.

„Furchtlos auftreten und gehen!“

Sie warf das ihre Füße bedeckende Tuch ab, setzte sich aufrecht und blieb einen Augenblick zögernd sitzen, wie um sich zu sammeln, dann aber richtete sie sich mit einem Male empor und ohne zu schwanken oder zu straucheln schritt sie festen, wenngleich noch ungleichen Schrittes durch den Salon.

Ihre Wangen waren sehr bleich geworden, ihre blauen Augen schienen schwarz zu sein, ihre Lippen waren fest zusammengepreßt, doch ließ sie keinen Ton laut werden, bevor sie zu ihrem Sitz zurückgekehrt war.

Just hatte sich mit ihr zugleich erhoben und folgte ihr mit unruhigen Blicken, bereit, sie zu stützen, wenn sie schwanken sollte; sie ging an ihm vorüber, die Falten des blauen Morgenkleides streiften die Füße des jungen Mannes und dann ließ sie sich wieder nieder. Eine zarte Röte färbte ihre Wangen und mit ungemein schwacher und sanfter Stimme sagte sie:

„Sie werden dies dem Doktor erzählen.“

Sie schloß die Augen für einen Augenblick; André neigte sich über sie, da er fürchtete, sie werde das Bewußtsein verlieren, doch schon hatte sie sich aufgerichtet, und jetzt lächelte sie wie nach einem errungenen Triumph.

Dieses Lächeln galt nicht André, sondern schien mit seinem verächtlichen Ausdruck gegen ein un-

sichtbares Wesen gerichtet zu sein, der junge Mann bezog dasselbe teilweise auf sich.

„Weshalb haben Sie dies gethan?“ fragte er im Tone sanften Vorwurfs. „Das war unnötig. Einige Schritte täglich mehr hätten schon genügt, ohne eine so große Anstrengung — — —“

„Ich kann es nicht ertragen, wenn man mich tadelt,“ sagte die junge Dame trocken. „Nach alledem, was ich während des ganzen Winters geduldig ertragen habe, konnte Herr Langlois mich genügend kennen, um meinen Mut nicht ebenso ungerecht, als vorschnell zu beurteilen. Sie werden ihm mitteilen, was Sie gesehen haben und hoffentlich wird er keinen Anlaß mehr haben, um meine Feigheit zu besprechen.“

Sie verkennen sich,“ begann André; sie gebot ihm Schweigen durch eine kurze Handbewegung.

„Leiden Sie viel?“ fragte er demütig.

„Nein, und sonst giebt es keine Schmerzen.“

„Das sollten Sie doch am allerwenigsten sagen!“ rief der junge Ingenieur aus.

Sie schüttelte energisch den Kopf.

„Der Schmerz existiert nicht, Hindernisse existieren nicht, und nur der Tod kann jene aufhalten, die einen festen Willen haben. Glauben Sie mir, Herr André, wenn man nicht ausführt, was man will, so ist man eben nicht stark genug.“

André schien nachdenkend.

„Dessenungeachtet giebt es Fälle," sagte er, „wo sich der entschiedenste Wille an einer absoluten Unmöglichkeit bricht."

„Zum Beispiel?" fragte Rose kurzen, fast feindseligen Tones.

„Und . . . das Leben anderer? Von den gewöhnlichsten den häufigsten Fall zu nehmen, hatten Sie nicht schon hundertmal einen Mann oder eine Frau zwischen einem menschlichen Wesen und dem Glücke sich befinden gesehn? Vergegenwärtigen Sie sich einen verheirateten Mann, der zu seinem Unglücke eine andere liebt, oder eine Frau, die für einen verheirateten Mann Liebe empfindet."

„Was man nicht stark genug liebt, das erstrebt man auch nicht stark genug," versetzte sie mit heller metallisch klingender Stimme. „Derjenige, der in Wahrheit will, in Wahrheit liebt, — der kennt keine unbesiegbaren Hindernisse."

„Wenn man entschlossen ist, bis zum Verbrechen zu gehen," meinte Just lächelnd, „so kann man allerdings alles, alles, was man will, nur hat das Gesetz ganz besonders strenge Verfügungen gegen diese Art, die eigenen Wünsche zu befriedigen . . ."

Rose gab keine Antwort. Mit düsteren Gesichtszügen, die Augen auf einen Gegenstand geheftet, den sie nicht sah, schien sie im Grunde der eigenen Seele zu lesen.

„Schließlich," sagte sie, „was verschlägt das?

Ein Jeder kennt sich selbst; ich für meine Person erkläre Ihnen, daß ich stets nur das getan habe, was ich gewollt, und niemals etwas anderes."

„Bis zu dem Tage, da ein unvorhergesehener Unglücksfall Ihnen beinahe das Leben kostete," unterbrach sie der junge Mann.

„Dies war blos die brutale Gewalt des Schicksals; man kann ja auch sterben, gegen diese Dinge läßt sich nicht ankämpfen. Doch lassen wir das; über diesen Punkt werden wir uns niemals verständigen."

Sie schwieg einen Augenblick. André meinte, daß er sich zurückziehen solle und machte eine leichte Bewegung, doch erhob jetzt Rose den Kopf und mit einem unendlich reizenden Lächeln fragte sie sanften Tones:

„Ist Frau Langlois schön?"

„Ja," erwiderte André zerstreut.

Er dachte noch nach über die letzten Worte der jungen Dame und gewahrte gar nicht den Ausdruck kalten Zornes, der für einen Augenblick in ihren schönen blauen Augen aufflammte.

„Ist sie jung?"

„Sie zählt, glaube ich, zwanzig Jahre."

„Liebenswürdig?"

André blickte die Schauspielerin einigermaßen überrascht an.

„Das Wort liebenswürdig," sagte er zögernd,

„paßt nicht ganz auf sie. Sie hat wenig Weltkenntnis und lebt sehr zurückgezogen; zwar gebietet ihr dies ihr gegenwärtiger Gesundheitszustand, doch glaube ich, daß sie selbst nach der Geburt ihres Kindes die Freuden des häuslichen Heerdes den weltlichen Vergnügungen vorziehen wird. Sie ist ungemein sanft und sehr gut.“

„Eine junge Penelope mit einem Wort!“ schloß Rose mit einem spöttischen Lächeln, das von einem gleichzeitigen unschuldig-malitiösen Blick ihres Auges gemildert wurde. „Das ist ungemein vernünftig. Herr Langlois ist glücklich. Er ist ein glücklicher Gatte, ein glücklicher Vater .... Die heilige Grabschrift! Und hinzufügen können wir noch: ein glücklicher Arzt, denn er hatte das unerhörte Glück, mich von einer Menge ungemein verwickelter Krankheiten zu heilen.“

Just André fühlte sich befangener denn je. Er fand in dem Lachen der Künstlerin Spott. Dessenungeachtet wollte er nicht an ein Gefühl der Bitterkeit bei dieser Frau glauben, die ihr Leben doch nur seinem Freunde Langlois zu verdanken hatte. Und dennoch blickte er aufmerksam in diese blauen Augen gleich einem Manne, der wissen will, woran er sich zu halten habe, und er begegnete dem unschuldigsten Ausdrucke, der ihm jemals aus dem Gesichte eines Kindes entgegen geleuchtet hatte.

„Ich zürne unserem Doktor ein wenig, daß er

mich so lange meiner Freiheit beraubte," sagte Rose, die die Gedanken des jungen Ingenieurs erriet. „Ja, Herr André, ich zürne ihm ganz gewiß. Weshalb hat er Sie nicht schon früher zu mir geschickt? Sie hätten mir über so viele schmerzenreiche Stunden dieses endlosen Winters hinweggeholfen. Ich habe unseren lieben Doktor in dem Verdachte, daß er ein kleiner Tyrann ist."

„Wenn man den Schlüssel zu einem Schatze besitzt . . . ." begann André.

Sie unterbrach ihn durch eine spöttische Geste.

„Sie sollen mir keine Dummheiten sagen, André, das wäre Ihrer wie meiner unwürdig. Wir haben uns bessere Dinge zu sagen! Und welch ein Schatz könnte denn ich für den Doktor sein? Ein interessanter Casus im besten Fall! Nicht vor der Welt im Allgemeinen, sondern ausschließlich nur vor der medizinischen Welt hat er mich bis jetzt verborgen gehalten."

Und mit einem tief und schmerzlich klingenden Lachen lehnte sie sich in ihren Stuhl zurück.

„Haben Sie aber nicht selbst strengste Geheimhaltung gefordert?" fragte der Ingenieur treffend.

„Meinen Sie etwa," fragte Rose rasch zurück, „daß ich Lust hatte, mich der Klatschsucht der hiesigen Bevölkerung preiszugeben? Damit sie sich auf meine Kosten in ihrem Tageblättchen unterhalten? Da zog

ich denn das strengste Inkognito vor, welches Sie wohl nicht verraten werden?“

„Hierüber dürften Sie wohl beruhigt sein,“ versetzte Just, indem er aufstand.

Diesmal hielt sie ihn nicht zurück. Indem sie ihm, ohne sich emporzurichten, die weiße, zarte Hand reichte, zwang sie ihn, sich tief zu bücken, bis die schwarzen Locken des jungen Mannes sich in gleicher Höhe mit ihrem Gesichte befanden. Er küßte diese abgezehrte Hand; — er hatte ehemals diese Gunst mit einem halben Dutzend anderer junger Leute geteilt, die den besten Gesellschaftskreisen von Chartres angehörten — und richtete sich langsam empor.

„Ja,“ sagte sie; „dies erinnert mich an die früheren Zeiten ... Wie weit sie hinter mir liegen: Werden sie wohl jemals wiederkehren?“

„Rascher, als Sie glauben,“ sagte er. „Eines schönen Tages werden Sie Ihre Flügel entfalten ...“

„Das ist nicht so gewiß ... Wiederholen Sie Ihren Besuch, André; ich habe Sie nach unzähligen Dingen zu befragen. Denken Sie doch nur, wir haben nicht ein Wort über Paris gesprochen. Für Sie werde ich stets zu Hause sein.“

Sie sprach mit so ergreifender Schwermut, daß sich André gerührt fühlte. Ihre schönen Augen schimmerten in einem rosigen Glanze und als er

bereits auf der Schwelle stand, wandte er sich noch=mals um und sagte:

„Wenn Sie es gestatten, komme ich morgen wieder.“

Sie gab ihre Einwilligung durch ein hübsches Nicken ihres Kopfes so voll Anmut und Lebhaftigkeit, daß Just, als er schon im Vorzimmer war, das strahlende Gesicht der schönen Schauspielerin noch vor sich zu sehen meinte.

VI.

„Dein Freund André ist ungemein liebenswürdig!“ sagte Frau Brun, indem sie ihrem Gatten mit der Bürste ziemlich stark auf die Schultern schlug, daß er erschrocken emporfuhr.

„Langsam, langsam mein Kind!“ versetzte Marcel mit größter Milde, — dem Ergebnis seiner zwölfjährigen glücklichen Ehe. „Gewiß ist er liebenswürdig, doch weshalb heute mehr, als sonst?“

„Schon seit drei Tagen hat er kein Lebenszeichen von sich gegeben,“ fuhr Frau Brun fort, indem sie ihren sanftmütigen Gatten zu sich herumdrehte, so daß sich sein Gesicht dem ihrigen gegenüber befand, nur daß es bedeutend höher war, als das ihrige, da Marcel von hohem Wuchs, seine Frau aber erstaunlich klein war.

„Ist dies denn zum ersten Mal?“ fragte der vortreffliche Mann philosophisch.

„Und ist er darum eher zu entschuldigen?“ rief Frau Brun aus und schwang ihre Bürste.

Marcel warf den Kopf ein wenig zurück, obschon offen gestanden, sein Kinn sich weit aus dem Bereiche des gefährlichen Instrumentes befand. Doch hatte es seine Gattin nur auf die Aufschläge seines Ueberziehers abgesehen, die sie denn auch mit einer Energie, die ihres Gleichen suchte, zu bearbeiten begann.

„Früher war er die Regelmäßigkeit selbst,“ sagte sie, die einzelnen Sätze durch einen kräftigeren Bürstenstrich markirend. „Früher kam er jeden Tag. Früher hätte er keine drei Tage vergehen lassen, ohne sich nach meinem Befinden zu erkundigen, wenn er gewußt hätte, daß ich verschnupft bin!“

Damit versetzte sie der Kehrseite des Ueberziehers einen so derben Stoß, daß Marcel Brun beinahe das Gleichgewicht verlor, worauf sie die Bürste auf den Tisch legte und ihr Werk mit sichtlicher Befriedigung betrachtete. In der Tat konnte man in ganz Chartres keinen Beamten finden, der besser gebürstete Kleider besessen hätte, als Marcel Brun.

„Früher?“ fragte er unvorsichtiger Weise. Die in seiner Ehe gewonnen Erfahrungen hatten ihn noch immer nicht von der gefährlichen Gewohnheit abgebracht, von seiner Frau Erklärungen zu verlangen, wenn er sie nicht recht verstanden hatte.

„Ja früher!“ versetzte Frau Brun mit recht verächtlicher Miene.

Marcel, der sich erinnerte, seinen Freund im Laufe der jüngst vergangenen Woche fünfmal gesehen zu haben, wußte keine Antwort, versuchte aber dafür, zwei anscheinend widersprechende Gedanken in seinem Geiste zu vereinen.

„Seh' einer den Heuchler!“ fuhr die gereizte Ehehälfte fort. „Wie wenn Du gar nicht wüßtest, daß er seit vierzehn Tagen seine ganze Zeit in einem Hause der Vorstadt verbringt, das von einer alten Magd bewohnt wird, die einer unsichtbaren Dame dient . . . das ist recht nett! So etwas vor den Augen aller ehrbaren Frauen von Chartres . . .“

„Wenn aber Niemand die Dame kennt,“ bemerkte Marcel, „so geschieht es doch nicht vor Aller Augen . . .“

„Mach' mich nicht zornig!“ rief Frau Brun aus und stieß ihn von sich. „Gehe lieber ins Amt, damit Du nicht zu spät kommst.

Gehorsam schritt Herr Brun zur Tür.

„Und Deinen Schirm? Du würdest ja naß werden wie ein begossener Pudel! Ach, wenn Du mich nicht hättest! . . . Du gehst fort, ohne mich zu küssen?“

Marcel kehrte zu seiner Frau zurück und küßte sie zärtlich. Frau Brun war nur in Worten

schrecklich und ganz besonders, wenn sie eine Bürste in der Hand hatte. Im Grunde genommen liebten sich die beiden Ehegatten zärtlich, wie dies nach einem zwölfjährigen gemeinschaftlichen Leben natürlich ist, nachdem Leiden und Freuden Gelegenheit gegeben, sich gegenseitig kennen und achten zu lernen. Er nahm seinen Regenschirm und begab sich auf das Bürgermeisteramt, wo er seit seinem einundzwanzigsten Jahre ein recht einträgliches Amt bekleidete, welches ihm täglich von zehn bis vier Uhr köstliche Mußestunden gewährte.

Im Komptor angelangt, setzte er sich in seinen Lehnstuhl, der für ihn den kleinen Strohsessel der unteren Beamten ersetzte und der ein schätzbares Geschenk einer unvergleichlichen Schwiegermutter war, die in allen Stücken ihrer Tochter glich und die er in Gemeinschaft mit dieser vor fünf oder sechs Jahren aufrichtig beweint hatte. Sodann schlug er ein mächtiges Register auf, legte es vor sich hin, ergriff eine Feder, prüfte die Spitze derselben, tauchte sie ins Tintenfaß und begann — über seinen Freund Just André nachzudenken.

Was! Just begab sich insgeheim in ein Haus der unteren Stadt, dessen Tür ihm von einer alten Magd geöffnet wurde? Just hätte sich eine Lebensweise voll Geheimnisse und offenbar auch voll verbotener Reize zurecht gemacht, ohne daß sein Freund davon Kenntnis besaß?

„Eh! eh!“ sagte Marcel, und rieb sich mit dem Ende der Feder seine Nase, während ein pfiffiges Lächeln um seine Lippen spielte. „Oh, oh!“ machte er und seine Gedanken nahmen damit eine eines städtischen Beamten und des Gatten der Frau Brun würdigere Form an. Er runzelte die Augenbrauen und seinem Gesichte einen seiner geistigen Stimmung entsprechenden Ausdruck gebend, nahm er eine strenge Miene an, wie um ein geheimnisvolles Benehmen, welches gewiß sträflich war, zu verurteilen.

Dieser Anfall von Strenge war indessen nicht von langer Dauer. Er lehnte sich in seinen Stuhl zurück, blickte zu der Zimmerdecke empor und überließ sich einer sanften Heiterkeit, die aber keinen Moment die Grenzen seiner Würde überschritt.

Just André! Dieser Puritaner, dieser Wassertrinker, dieser ernsthafte Mann, der den Mond angaffte und die schönen Sommernächte zu Spaziergängen am Flußufer benutzte, Just besuchte im Geheimen ein Haus in der unteren Stadt ... Wer zum Teufel konnte in demselben wohnen?

Marcel, der in Chartres geboren war, ließ sämmtliche Frauen der Stadt an seinem Geiste vorüberziehen, die dieses rätselhafte Haus bewohnen könnten, fand aber Niemanden. Hierüber ergrimmt, kehrte er zu seinem Register zurück und prüfte zwei oder drei Reihen mit solcher Strenge, mit solcher Auf-

merksamkeit, daß seine Kollegen sicherlich zur lobenswerten Nachahmung angeeifert worden wären, wenn sie ihn gesehen hätten. Dann aber, offenbar in der Ueberzeugung, seiner Amtspflicht für den Augenblick Genüge geleistet zu haben, lehnte er sich wieder zurück, zündete eine Cigarre an und . . .

„Ich hab's!“ sagte er mit einem strahlenden Lächeln. „Er ließ sie mit dem Nachtzuge kommen! Dies ist eine pariser Prinzessin!“

Er überlegte einen Augenblick und fügte dann mitleidig hinzu:

„Wie sehr muß sie sich dort langweilen!“

Der Gedanke, daß sie sich langweilen mußte, war überaus geeignet, um Marcel zur Nachsicht zu veranlassen, denn in Gedanken setzte er hinzu: „Arme Frau!“

Es war eine ganz eigenartige Freundschaft, die André, Brun und Langlois vereinte. Diese so gänzlich von einander verschiedenen Männer hatten sich aus unbekannten Gründen befreundet, vielleicht in Folge des allen Dreien gemeinsamen edleren Geschmackes und großmütigen Seelenadels. Der bereits seit einer langen Reihe von Jahren verheiratete Brun war der älteste von ihnen, hegte eine lebhafte Neigung für die Poesie, welcher er in gewissen Stunden, die er selbst als „verlorene“ bezeichnete, in Form von Elegien huldigte, war

vielleicht heiterer und lebhafter als die beiden Anderen.

Doktor Langlois, der gerade sein dreißigstes Jahr zurückgelegt hatte, war ein Mann von lebhafter, leidenschaftlicher Gemütsart, der sich die größte Mühe gab, um abgemessen und kalt zu erscheinen. Er hatte sich gesagt, daß ein Arzt kaltblütig, sein Gesicht undurchdringlich, seine Stimme fest sein müßte, daß die Wissenschaft von ihren Jüngern eine unerschütterliche Haltung erfordere, und daß die Menschheit vor allem demjenigen, der den Tod voraussehen kann, die Pflicht auferlege, äußerlich nichts von seinen Empfindungen merken zu lassen . . .

Just André, der jüngste der drei, war das verwöhnte Kind der anderen zwei sowohl, als auch aller, die ihn kannten. Als er nach Chartres kam, wo er nunmehr seit zwei Jahren wohnte, hatte er sofort Zutritt in die verschlossensten Häuser gefunden. Seine Erziehung, seine vortreffliche Haltung, die Feinheit und Vollendung seines Benehmens, — all' dies kam ihm hierbei trefflich zu Statten. Die Wahrheit zu gestehen, behandelten ihn die Männer weniger freundlich, als die Frauen. Man fand ihn kalt und hochmütig, während er im Grunde genommen nur schüchtern war. Die Frauen verstanden ihn besser zu behandeln und in der Nähe derselben gab er sich freier und ungezwungener.

Was ihm die weiblichen Herzen auf den ersten Blick gewann, war seine auffallende Schönheit. Seine großen schwarzen Augen, sein dunkles Haupt- und Barthaar, das sich in natürlichen Locken kräuselte, das ungemein feine und vornehme Lächeln seines edel geschnittenen Mundes, lenkten den Blick des strengsten Kritikers auf ihn. Die Schönheit des Mannes hat gar wenig Wert, wenn sie nicht durch einen gewissen sympathischen Ausdruck gehoben wird; André mochte Neider haben, doch Feinde hatte er nicht.

Eine unbekannt gebliebene, großmütige Hand hatte für seine Erziehung gesorgt und im Alter von einundzwanzig Jahren sah er sich im Besitze eines bescheidenen, jedoch gesicherten Vermögens; man hatte ihm die Wege geebnet und er war sicher, rasch vorwärts kommen zu können, doch hatte ihm weder Vater, noch Mutter jemals ein Wort der Zärtlichkeit zukommen lassen.

Dieses eigenartige Los hatte die Jugendjahre des jungen Ingenieurs getrübt, doch in dem Maße, wie er mit dem praktischen Leben bekannter, vertrauter ward und seine Fähigkeiten sich entwickeln fühlte, hatte er mit einer Sache abgeschlossen, die er ohnehin nicht zu ändern vermochte. Statt über einen Fehler zu erröten, den nicht er begangen, hatte er sich gelobt, sich einen Namen zu schaffen, den er

entbehren mußte, der Welt statt der Ahnen seine eigenen Schöpfungen vorzustellen und sich, da er ja doch von Niemandem abhängig war, eine Existenz zu wählen, wie sie sein Talent und seine Geschmacksrichtung wünschenswert erscheinen ließen.

VII.

Langlois war ausgegangen, was bei ihm häufig genug vorkam. Ein wenig verdrießlich, weil er sich eine wunderschöne Rede zurechtgelegt hatte, wollte sich Marcel Brun bereits entfernen, als er seinen Namen rufen hörte. Er hob den Kopf empor und erblickte in dem Rahmen eines Fensters seine eigene Frau Luise Brun, die ihm winkte, er möge eintreten.

Er gehorchte, stieg einige Stufen hinan und trat in einen netten, hübsch eingerichteten Salon voll grüner Pflanzen und jener niedlichen modernen Möbeln, die dem Kennerauge ungefähr den Zeitpunkt erraten lassen, zu welchem sie gekauft wurden. Da waren Blumen und sonstige Zierpflanzen zu sehen, die blos einen Tag leben und die stets von wohlwollenden Freunden gewählt werden, um sie einem jungen Ehepaar zum Geschenk zu machen.

Und die Nippesachen der Frau Langlois waren noch kein Jahr alt.

Die junge Frau lag auf einem Sopha. Eine Häckelarbeit mit weiten Maschen war von ihren Knieen zur Erde geglitten und hier die Beute eines jungen Kätzchens geworden, das dieselbe nach Herzenslust zerzauste.

Luise und Frau Langlois, die derart in ihrem Gespräch vertieft waren, daß sie das Tierchen nicht einmal beachteten, empfingen Marcel mit einer Handbewegung, die deutlich besagte: „Treten Sie rasch ein!“

Die kleine Katze hielt plötzlich inne und auf den Bauch niedergeduckt, den Wollenknäuel zwischen den Vorderpfoten, blickte sie den Eintretenden gleichsam fragend an, da sie aber erkennen mochte, daß derselbe ihr unschuldiges Vergnügen nicht stören werde, nahm sie ihr Spiel mit erneutem Eifer wieder auf.

„Nun?“ fragte Frau Brun, indem sie die schönen schwarzen, ungemein lebhaften Augen auf ihren Gatten heftete.

„Was?“ versetzte dieser mit seiner gewöhnlichen Naivetät in solchen Fällen.

„Just André?“ fragte die Dame neuerdings, jetzt aber bereits mit einer ungeduldigen Bewegung, wie wenn man heute von garnichts anderem sprechen könnte.

„Ich habe ihn nicht gesehen,“ gab Brun mit

ernster Miene zur Antwort, indem er seinen Hut auf einen Stuhl legte.

Er setzte sich neben Frau Langlois, erkundigte sich nach ihrem Befinden, gewahrte die von dem Kätzchen angestellte Verwüstung, hob die Arbeit nebst dem Wollenknäuel von der Erde auf, verscheuchte das Tier, welches zuerst entfloh und im nächsten Augenblick um seine Beine krabbelte und ließ endlich seine gereizte Ehehälfte das Wort ergreifen, die denn auch nicht länger an sich zu halten vermochte und ihn im nächsten Augenblick mit einer Flut von Vorwürfen über seine Faulheit und Gleichgiltigkeit überschüttete.

„Wissen Sie wenigstens, wovon die Rede ist?“ fragte Brun Frau Langlois mit der Philosophie eines Gatten, für den derlei Scenen nichts Neues mehr sind.

Ein Lächeln, das triumphirend, geheimnisvoll und verlegen zugleich war, spielte um die Lippen der jungen Frau. Marcel blickte sie aufmerksam an und der unbestimmte Verdacht stieg auf in ihm, daß sie viel mehr von der Sache wisse, als sie gestehen wollte; dies genügte, um ihn den Entschluß fassen zu lassen, mit ihr gemeinsame Sache gegen die Eingriffe zu machen, die sich Frau Brun in das Privatleben der Bewohner von Chartres gestattete.

„Erweise mir doch den Gefallen,“ sagte er ruhigen Tones, als Luise endlich innehielt; „mich

davon in Kenntnis zu setzen, welchen Nachteil es Deiner Person oder Deinen Interessen zufügt, wenn Just in der unteren oder oberen Stadt, oder sonstige Besuche abgestattet oder nicht.“

Verblüfft blickte Frau Brun ihren Gatten an.

„Und seine Freundschaft — wo bleibt denn die?“ fragte sie kalt, entrüstet.

Brun schüttelte sich, wie man es zu tun pflegt, wenn man bei Schneegestöber nach Hause kommt.

„Die Freundschaft,“ sagte er, „steht auf der einen und das Geklatsch auf der anderen Seite. Und wenn Du es mir nicht übel nimmst, Luise, so scheint es mir, als wenn Du Dich nicht gerade auf der Seite der Freundschaft befändest.“

Frau Brun blickte ihren Gatten erzürnter denn jemals an und sprang mit einem Satze zur Tür.

„So steht's?“ sagte sie. „Dann gehe ich.“

Das Kätzchen flüchtete in die Mitte des Salons, wo es pfauchend, den Schwanz in die Luft gereckt, stehen blieb, und erst als Luise verschwunden war, glättete sich sein gesträubtes Fell, ließ es sich auf die Hinterfüße nieder und wendete den Kopf mit äußerst nachdenklicher Miene gegen die Tür.

„Mietze fragt, was das heißen soll,“ sagte Brun lächelnd zu Frau Langlois. „Sie ist noch sehr jung und völlig unerfahren in den Geheimnissen des menschlichen Herzens. Mit der Zeit aber wird sie alles lernen, was sie wissen muß, ganz so wie

ein Mensch. Es scheint mir übrigens, meine Gnädige, als wären Sie vollkommen vertraut mit den Beweggründen, die Luise veranlaßten, mich in Ihrer Gegenwart zu beschämen!"

„Sie ist höchlichst aufgebracht über Herrn André," versetzte die junge Frau lachend; „da er sich erlaubt hat, mit einer Dame Bekanntschaft zu schließen, die . . ."

„Ich weiß," sagte Brun mit weisheitsvoller Miene.

Frau Langlois richtete sich empor und blickte ihn an.

„Sie wissen, daß er Rose Rozier besucht?" fragte sie mit vor Staunen weit aufgerissenen Augen. Doch war es jetzt an Marcel, sie mit offenem Munde anzustarren.

„Rose . . ." begann er und verstummte, unfähig etwas zu verstehen.

Aergerlich über ihre Unbesonnenheit, setzte sich Klara auf den Rand des Sophas, suchte ihre Häckelnadel, steckte dieselbe in ihre Arbeit und arbeitete während einer halben Minute mit höchstem Eifer. Dann aber hob sie das hübsche, kindliche Gesicht, das vor Verlegenheit ganz rot geworden war, zu Marcel Brun empor.

„Das verlohnte sich wahrlich der Mühe," sagte sie mit einem Anflug von Heiterkeit, „ein Geheimnis länger als drei Wochen zu bewahren, um es dann,

wie ein Schulmädchen, zu verraten! Ich war so stolz darauf, es allein zn wissen und nichts davon zu verraten!"

„Trösten Sie sich," versetzte Marcel mit jener stets wachsamen Güte, die den Grundzug seines Charakter bildete, „ein Geheimniß war es schon lange nicht, da meine Frau bereits davon wußte . . ."

Ein unterdrückter Seufzer ließ den würdigen Mann innehalten.

„Sie wußten aber nicht, daß dies Rose Rozier war!" erwiderte Frau Langlois. „Uebrigens kann ich mir gar nicht erklären, weshalb Ihnen mein Gatte nicht mitgeteilt hat, daß sie unter seiner Behandlung genesen ist . . ."

„Genesen?" wiederholte Marcel. „Das ist geradezu erstaunlich! Ich weiß von alledem nichts. Weshalb hat mir denn Langlois dies verheimlicht? Ich sehe keinen Grund hierzu . . ."

„Es geschah vielleicht aus Rücksicht auf Frau Brun," sagte die hübsche Blondine spöttisch.

Marcel hatte nicht übel Lust, zornig zu werden, konnte seine Absicht indessen nicht ausführen, so voll Schelmerei und Heiterkeit blickten ihn Klaras kindlich fromme Augen an, und schließlich stimmte er in ihr Lachen mit ein.

„Frau Brun ist eifersüchtig," fuhr die junge Frau fort, „eifersüchtig, weil sie Sie liebt, und Sie in Rose verliebt waren."

„Ich?“ rief Marcel aus und errötete dabei wie ein Schüler, den man beim Lesen seines ersten Romans ertappt.

„Gewiß und offenbar fürchtete mein Gatte, Sie einem so gefährlichen Feuer wieder nahe zu bringen und . . .“

Und so führte er ihr André zu! Immer besser! Aber Sie wußten doch, er wußte es, und die ganze Welt wußte es, daß Just in diese Person verliebt war! Er warf ihn ihr blos zur Beute hin . . .“

„Nur um Sie zu retten, mein lieber Herr Brun!“ entgegnete Klara lachend, da es ihr ein Vergnügen bereitete, den trefflichen Mann zu necken, der nur schwach lächelte.

„Ein Jeder hat mich hintergangen,“ sagte er mit einiger Bitterkeit.

„Nicht Sie; man wollte blos Frau Brun nicht beunruhigen. Ist es wahr, daß sie auf Fräulein Rozier eifersüchtig war?“

„Ja!“ versetzte Marcel, noch ergriffen von der Erinnerung an stattgefundene Stürme des ehelichen Lebens.

„Nun, so haben wir nur sehr weise gehandelt. Doch müssen wir den Namen der Dame, die von Niemandem hier vermutet wird, auch noch weiterhin vor ihr geheim halten, bis die Schauspielerin nach Paris oder anderswo zurückkehrt.“

„Gewiß,“ sagte Marcel nachdenklich und fügte

nach einer Pause hinzu: „Gleichviel! ich muß sie sehen, das ist zu merkwürdig, zu . . .“

Klara klatschte in die Hände.

„Prächtig! Sie sind ja verliebter denn je! Gehen Sie immerhin zu ihr, mein lieber Herr Brun, ich werde es Ihrer Frau nicht verraten.“

„Versprechen Sie mir das?“

„Ich schwöre es Ihnen!“ gab sie, laut lachend, zur Antwort. „Wer hätte jemals gedacht, daß ich noch Ihre Schlechtigkeiten unterstützen werde! Welch eine Mitschuld nehme ich da auf mich!“

„Blos die des Schweigens!“ bemerkte Brun, indem er sich erhob.

„Haarspalter!“ entgegnete Frau Langlois und drohte ihm mit dem Finger. „Vorerst schließen Sie Frieden mit Ihrer Frau, sonst werden Sie die Adresse der Dame nicht erfahren!“

„Ich fliege!“ sagte er, „die Adresse werde ich aber auch ohne Sie erfahren.“

Und in der Tat begab er sich eilends nach Hause, wo es ihm gar nicht schwer fiel, seine Frau davon zu überzeugen, daß er Just André in allem Ernste zürne.

VIII.

Rose hatte ihre in den Garten führenden Fenster geöffnet, und süßer Lilienduft erfüllte die Luft. Eine auf dem Tische stehende und mit einem großen Lichtschirm versehene Lampe genügte, um den kleinen Salon zu erleuchten; die junge Dame stand aufrecht hinter dem Tische und goß den Thee in die großen Porzellanschalen für die drei Freunde, die in bequemen Stühlen sitzend, miteinander plauderten, als gäbe es nichts Natürlicheres für sie auf der Welt, als sich an diesem Orte zusammenzufinden.

Dies war also das Ergebnis davon, daß Marcel seinem „Kinde“ Just André einen Sermon halten wollte und Doktor Langlois gezögert hatte; sie fanden sich wieder hier zusammen, wie ehedem im Foyer des Theaters, wie die Nachtschmetterlinge, die die Lampe umschwirren, um dann geblendet innerhalb des Lichtkreises des Lichtschirmes niederzufallen.

Sie fühlten sich ungemein behaglich in diesem

kleinen Raume, in welchem die Persönlichkeit der jungen Künstlerin in tausenderlei Kleinigkeiten zur Geltung kam; hier ein Gewebe mit leuchtenden Farben über einen Fauteuil geworfen, dort ein blinkender Krystallpokal auf der Kaminplatte, dann wieder ein auf dem Tische vergessenes Spitzentuch . . . Allüberall war ihre Gegenwart zu empfinden, bis zu dem feinen und zarten Dufte eines leichten Parfums, welchen ihre Kleider ausströmten und den die geringste Bewegung ihres Körpers von Neuem empfinden ließ. Die Lilien dufteten prächtig unter dem Fenster, doch dieser unbegreifliche Geruch war noch süßer und betäubender.

Sie befanden sich hier sehr wohl; sie plauderten gemüthlich miteinander und dennoch hätte ein jeder von ihnen viel darum gegeben, mit der Hausfrau allein bleiben zu können. Allein? und weshalb? Rose wäre für den Einzelnen weder schöner, noch anmutiger gewesen, doch hätten dann die beiden anderen an dem Reize ihrer Gesellschaft nicht Teil gehabt . . . . denn ein jeder von ihnen war eifersüchtig auf die zwei anderen.

Sie hatte sie ohne Vorwissen der Damen von Chartres bei sich sehen wollen. Marcel und Langlois hatten ihre Frauen belogen, indem der eine eine dringende Ersatzarbeit bei einem Kollegen und der andere einen Besuch bei einem entfernt wohnenden Kranken vorschützte. Und so waren sie, an den

Häusern hinschleichend und bald da, bald dort um eine Straßenecke biegend, vor diesem geheimnisvollen Hause angelangt, dessen zur Hälfte offenstehende Tür sie gleich Verschwörern oder begünstigten Liebhabern empfangen hatte.

Langlois war von Gewissensbissen gepeinigt. Einen Augenblick lang hatte er Rose verabscheut, als er sah, wie selbstsüchtig und geneigt sie war, den ihr erwiesenen Dienst zu vergessen. Und welchen Dienst! Das Leben hatte er ihr gerettet, als es bereits gänzlich erloschen schien. Er hatte der schönen Schauspielerin André zugeschickt, um ihr eine Zerstreuung zu bieten und sich selbst hernach ruhig gefühlt wie ein Mann, der soeben ein Opfer vollbracht hat; als er aber seinen Freund von Rose, die demselben gar nichts zu verdanken hatte, so überaus freundlich empfangen sah, ward er von einer fast wilden Eifersucht erfaßt, und jetzt kam er noch häufiger als früher, doch nicht mehr als Arzt, sondern als Freund, um mit Rose zu plaudern, was ihm Vergnügen bereitete, in Wahrheit aber, damit sie nicht gänzlich von André in Anspruch genommen werde.

„Weshalb lächeln Sie so spöttisch?“ fragte Langlois, der die Schauspielerin seit einer Weile aufmerksam betrachtete. Die Mundwinkel der jungen Dame glätteten sich plötzlich, als auch die beiden anderen

Freunde auf sie blickten, und war jetzt nur mehr ein reizendes, verführerisches Lächeln zu sehen.

„Ich,“ fragte sie zurück, indem sie dem jungen Arzte eine Schale Thee hinschob.

„Ja, Sie! oh, nicht jetzt!“ fuhr er fort, als er sah, daß sie sich mit unschuldiger Miene zu den jungen Leuten wandte, wie um dieselben gegen eine Ungerechtigkeit zu Hilfe zu rufen. „Ah! wie gewandt Sie Ihre Gesichtszüge zu verändern verstehen!“

Es lag ein gewisser dumpfer Zorn in der Stimme des Arztes. Dieser Ton des bewaffneten Friedens herrschte bereits seit lange zwischen Rose und ihm; insbesondere aber seit dem Tage, da er ihr André zugeführt hatte.

„Das ist eine Folge meines Handwerks,“ versetzte sie trockenen Tones.

Just André fuhr zusammen. Er verabscheute über alle Maßen Alles, was irgendwie einer Anspielung auf den Beruf der jungen Dame glich.

„Seien Sie vernünftig,“ fuhr Langlois fort. „Woran dachten Sie?“

„Da Sie es denn wissen wollen, werde ich es Ihnen sagen,“ versetzte sie und rückte ein wenig fort aus dem Lichtkreise der Lampe. Ihre Augen funkelten gleich zwei Edelsteinen in diesem Halbdunkel und das blasse Gesicht schien noch schöner zu sein. „Ich dachte daran, welche Mienen diese Damen . . . .

nämlich Ihre Gattinuen, meine Herren, machen würden, wenn sie wüßten, daß Sie hier sind."

Brun zuckte die Achseln und murmelte einige unverständliche Worte, Langlois blickte die junge Künstlerin fest an, doch mußte er unter dem kalten und spöttischen Ausdrucke ihrer Augen die seinigen niederschlagen.

André schwieg und blieb unbeweglich; er hätte viel darum gegeben, wenn Rose diese Worte nicht gesprochen hätte, die des Zartgefühls und selbst der Güte zu entbehren schienen.

„Unsere Frauen werden es wissen," sagte Langlois kaltblütig; „die meinige ist vollkommen davon unterrichtet, daß ich Sie als Arzt behandelte, mein Fräulein." Er lächelte leicht, da Rose eine Bewegung unterdrückt hatte. „Und wenn sie auch nicht weiß, daß ich mich augenblicklich hier befinde, so wird sie es morgen erfahren."

„Nun wundere ich mich freilich nicht mehr darüber," rief Rose aus, „daß man meine alte Magd mit einer Flut von Fragen bestürmte! Daß Sie aber das mir gelobte Geheimniß so getreu bewahren würden, Doktor — —"

„Nicht ich, sondern André's Besuche haben Sie verraten," versetzte Langlois, „berücksichtigen Sie, daß Niemand Ihren Namen kennt und man nur von der Gegenwart einer unsichtbaren Dame weiß . . ."

Brun brach in Lachen aus und die beiden Freunde

stimmten mit ein; selbst Rose teilte die allgemeine Heiterkeit und André, der sich zum Sündenbock gemacht sah, hielt indessen wacker Stand.

In diesem Augenblick gellte ein heftiges Klingeln durch das kleine Haus; überrascht blickten sich die Gäste gegenseitig an.

„Es brennt!“ sagte Brun erbleichend.

Die durchdringende Stimme eines Dienstmädchens machte sich im Widerstreit mit Florence, der der Schrecken in die Füße gefahren war, im Vorzimmer vernehmbar.

„Meine Gebieterin hat mich hierher geschickt,“ schrie sie in den höchsten Tönen, „in der ganzen Stadt bin ich umhergerannt, ohne den Herrn zu finden und da sagte meine Frau, daß er blos hier sein könne, wenn ihm kein Unglück zugestoßen ist.“

Langlois hatte die Tür des Salons geöffnet, hielt dieselbe aber in einer Weise, daß die Magd keinen Blick in denselben werfen konnte.

„Ah, der gnädige Herr!“ schrie sie noch lauter als zuvor, sobald sie ihn erblickte. „Eilen Sie doch, eilen Sie! Die gnädige Frau wurde um halb neun Uhr unwohl und ich suche Sie bereits seit zwei Stunden.“

„Ich komme,“ versetzte er kurz. „Gehen Sie.“

Er hatte so hart gesprochen, daß die Magd, ohne ein Wort zu sprechen, davoneilte. Der Doktor trat damit in den Salon zurück, ergriff seinen Hut und

sich vor Rose verbeugend, entfernte er sich ohne, mehr als das eine Wort zu sagen: „Entschuldigen Sie!"

„Was soll das bedeuten?" fragte die Schauspielerin mit gerunzelten Augenbrauen.

„Frau Langlois ist von einem Unwohlsein befallen worden," versetzte Brun, der es verstanden hatte. „Entschuldigen Sie ihn und entschuldigen Sie auch mich, gnädiges Fräulein. Ich muß ihm nach, um ihm im Notfalle zur Seite stehen zu können."

„So ist sie denn krank?" fragte Rose, ohne freundlicher zu werden.

„Ich glaube kaum, daß die Sache bedenklich wäre," erwiederte Brun lächelnd; „aller Wahrscheinlichkeit nach wird Langlois binnen wenigen Stunden Vater sein . . ."

Er drückte die Hand der jungen Dame, wagte sie aber nicht zu küssen, da Rose sehr finster dreinblickte, und zog sich zurück, während Florence schalt und brummte.

IX.

„Nun, und Sie?“ fragte Rose, sich plötzlich zu André wendend. „Sie gehen nicht? Sie haben keine Freundin, Schwester oder Gattin, der Sie zu Hilfe eilen müssen? Was machen Sie denn hier? Fühlen Sie denn nicht, daß Sie sich an einem verpesteten Orte befinden? Gehen Sie! aber so gehen Sie doch! Worauf warten sie eigentlich?“

Er antwortete nicht, sondern blickte sie blos bittend, und zugleich vorwurfsvoll an. Sie kreuzte die Arme über die Brust und begann langsam durch den Salon zu schreiten. Er schob die zerstreut umherstehenden Stühle, die ihre Bewegungen hätten hindern können, hinweg und trat selbst etwas zur Seite, ohne daß sie es wahrgenommen hätte.

„Ja!“ sagte sie. Anfänglich sprach sie blos in kurzen, abgerissenen Sätzen, allmählich aber gewann ihre Rede einen immer wärmeren Schwung. „Ja! man kommt zu mir, um sich zu amüsiren! Eine

Provinzstadt bietet so wenig Abwechselung, so wenig des Anziehenden! Man stößt auf eine Schauspielerin und geht zu ihr, um der Langeweile zu entgehen. Insgeheim, versteckt geht man zu ihr . . . . Wenn es unsere Frauen wüßten! Wenn die gute Gesellschaft es wüßte! Eine Schauspielerin, was für ein Ding ist das? Ein reines Nichts, so zu sagen! Sie ist gut genug, um einem die Zeit zu vertreiben und weiter nichts! Und wenn die gestrenge Frau Gemahlin unwohl wird, oder wenn 's Kind weint, rennt man davon, ohne ein Wort der Entschuldigung, ohne eine Erklärung abzugeben . . . . . Die Familie! Ja, die Familie, nur die! Wir anderen gehören nicht zur Familie, wir können keine Gefühle haben, wie sie ein jeder hat! Wir gehören zur Gattung der dressirten Hunde, nur daß man uns mit Blumen und Gedichten füttert, was der ganze Unterschied ist — — — — Und was wissen denn die, die uns derart behandeln? Haben sie schon jemals zu erfahren gesucht, ob wir wahrer Empfindungen fähig sind oder nicht? Wer gab ihnen das Recht, uns zu verachten? . . . Wer gab ihnen das Recht, mich, mich zu verachten?"

Sie war vor André stehen geblieben und blickte ihn flammenden Auges an. Es war das keine Rolle, die sie spielte; alle bösen und gefährlichen Regungen ihrer Seele flackerten in diesen prachtvollen Augen auf.

„Rose . . . . ." begann André mit flehender

Geberde; sie stieß ihn von sich, ohne daß er sie berührt hätte.

„Wer weiß," fuhr sie fort und begann neuerdings wie ein Tiger in dem Salon auf- und nieder zu rennen. „Wer weiß, ob ich nicht ebenfalls eine treffliche Gattin, eine tadellose Mutter wäre? Wurde ich bereits der Probe unterzogen? Hat man sich, ehe man mir jedwede Tugend absprach, die Mühe gegeben, zu erfahren, ob ich nicht eine jede derselben besitze? ich habe Häubchen häkeln und Strümpfe stricken gelernt, so gut, nein, besser wie sie! Ich habe meine Prüfungen bestanden und bin überzeugt, Geographie und Ortographie besser als sie zu wissen!"

Sie lachte bitter auf.

„Weil ich den Leuten für Geld Komödie vorspiele, heben die Mütter von Töchtern den Saum ihrer Kleider in die Höhe, um nicht an mich anzustreifen, und befehlen ihren Töchterleins, die Kaufläden auf der anderen Seite der Straße zu besichtigen . . . Ich spiele öffentlich Komödie, es ist ja wahr . . . sie spielen sie aber vielleicht im Gesellschaftszimmer . . . wer vermag es zu sagen? Ich täusche wenigstens Niemanden! Sobald der Vorhang gefallen ist, lüge ich nicht mehr . . ."

Ihre Stimme brach. Schweigend, das Herz von einem unsäglichen Mitleid erfüllt, hörte ihr André zu, ohne es zu wagen, sie zu unterbrechen; sie hin-

gegen schien ihn garnicht zu sehen. Von Zeit zu Zeit streiften die Falten ihres Kleides den jungen Mann, ohne daß sie es gemerkt hätte.

„Dessen ungeachtet besitze ich eine Seele, die keinen Vergleich zu scheuen hat und ein Herz, das heiß zu lieben vermöchte; — hat man es jemals darum befragt? Gleich den anderen mit Sanftmut, Güte und Nachsicht behandelt ... statt zu hassen ... Ach, wie grausam ist das Leben!“

Sie hielt inne, gleichsam gebrochen, ihre Arme hingen herab, den Kopf hielt sie wie in unsäglicher Entmutigung gesenkt.

„Rose,“ sagte Just André, „ich bete Sie an.“

Er hatte sehr leise gesprochen; sie verstand ihn trotzdem und hob den Kopf mit einer zornigen Bewegung in die Höhe.

„Ich will nicht, daß man mich anbete,“ sagte sie, „ich will, daß man mich liebe.“

„Ich liebe,“ sprach der junge Mann in demselben Ton flehender Bitte.

„Das ist nicht wahr!“ versetzte sie und trat entrüstet zur Seite. Dann ließ sie sich in einiger Entfernung von ihm auf einen Stuhl nieder, während er auf seinem Platze blieb.

„Ich liebe Sie bereits seit langer Zeit,“ sagte er mit seiner sammetweichen Stimme, deren Ton er weder zu dämpfen noch zu steigern suchte. Was focht es ihn an, auch wenn man ihn hörte? Er

war ja frei, hing von Niemandem ab und hatte vor Niemandem etwas zu verheimlichen.

Rose blickte ihn mit einer gewissen Aufmerksamkeit an. Schon lange hatte sie dieses Bekenntnis vorausgesehen, doch ließ sie die Erregung, in welcher sie sich heute Abend befand, dasselbe völlig anders aufnehmen, als sie es sich jemals vorgestellt. Sie war überrascht und André befand sich im Vorteil. Mit einer gewaltsamen Anstrengung raffte sie sich empor.

„Sie lieben mich," sprach sie in demselben herben Tonfall wie vorher, „weil Ihnen Rose Rozier interessant genug erscheint, damit Sie sich einige Zeit hindurch mit ihr beschäftigen."

„Lassen wir diese unverdienten Vorwürfe," sagte er und ließ sich an ihrer Seite nieder. „Den Augenblick, in welchem ich das gewichtigste Wort ausspreche, welches jemals über meine Lippen gekommen, sollen Sie nicht zu einem zwecklosen Streit benützen. Ich sage Ihnen, daß ich Sie liebe . . . noch niemals habe ich das Gleiche einem weiblichen Wesen gesagt, weil ich das Wort zu heilig, zu hoch hielt, als daß ich es entweihen sollte. Ich liebe Sie, in welcher Weise, das thut nichts zur Sache, darüber werden wir nachher sprechen; die unbestreitbare Thatsache ist, daß ich Sie liebe."

Er sprach mit soviel Würde, daß sie sich besiegt fühlte. Bis zu dieser Stunde hatte man ihr noch

niemals im Tone eines Befehlshabers gesagt, daß man sie liebe. Sie blickte André an und erkannte, daß ein Zieren hier gänzlich unnütz wäre.

„Kommen Sie morgen wieder, mein Freund," sagte sie.

„Gewiß."

„Auf Wiedersehen!" versetzte sie nachlässigen Tones.

Er reichte ihr die Hand, in die sie die ihrige legte, indem sie gleich einem schmollenden Kinde den Kopf abwandte; langsam küßte er zweimal die wie leblos in seiner Rechten ruhende Hand, dann ließ er sie los und schritt hinaus.

Kaum hatte sich die Thür hinter ihm geschlossen, als die alte Florence herbeieilte.

„Nun mein Kind, das ist ein schöner Mann, ein netter Junge, der sehr gut spricht . . . er wird Dich ganz gewiß heiraten, wenn Du willst . . ."

„Bah!" machte Rose und zuckte die Achseln. „Ein Schullehrer! Ich mag keinen Schullehrer!"

X.

Am nächsten Vormittage, eben schlug es neun Uhr vom nahen Kirchturm, erschien Langlois bei der jungen Künstlerin. Er hatte die verstörte Miene eines Menschen, der eine unruhige schlaflose Nacht verbracht hat; und die alte Florence konnte sich nicht enthalten, ihm einen mitleidigen Blick zuzuwerfen, als sie ihm die Tür zu dem kleinen Salon öffnete.

„Nicht zu Bette?" sagte er erstaunt, auf der Schwelle stehen bleibend. „Sie teilen mir mit, daß es Ihnen sehr schlecht gehe und nun . . ."

Rose Rozier wies ihm einen Sitz an und erwiderte trocken:

„Ich mußte Ihnen wohl zu wissen tun, daß ich krank sei, sonst wären Sie nicht gekommen, und ich mußte Sie unbedingt sprechen."

Langlois runzelte die Stirne und blieb mit dem Hute in der Hand stehen.

„Sie werden wohl zugeben, daß ich mich nicht zu Ihnen begeben konnte?“ fragte Rose in tiefer Erregung. „Man hätte mich ganz einfach vor die Tür gesetzt, wenn ich meinen Theaternamen genannt hätte, und unter meinem wahren Namen hätte man mich gebeten, zur gewöhnlichen Ordinationsstunde wiederzukommen; ich aber habe keine Zeit, zu warten.“

Der junge Arzt unterdrückte eine zornige Bewegung; — er verspürte große Lust, sich zu entfernen, doch hielt ihn ein unerklärliches Empfinden zurück.

„Sprechen Sie,“ sagte er kurz; „doch eilen Sie, denn meine Kranken und dann meine Frau und mein Kind benötigen meiner.“

„Sie sind Vater?“ sagte Rose leise erschauernd.

Er nickte mit dem Kopfe.

„Ein Sohn?“

Er wiederholte dieselbe Bewegung. Sie blickte ihn einen Augenblick an, doch nicht zögernd, sondern wie um sich zu sammeln.

„Karl,“ sagte sie, und ihre Stimme zitterte in unsäglicher Bewegung; „wollen Sie mit mir entfliehen?“

Er hob die bis jetzt gesenkt gehaltenen Augen zu ihr empor, doch drückte sein Blick weniger Staunen, als Schmerz und Bedauern aus.

„Wahnsinn,“ sagte er sich abwendend. „Sie haben sonderbare Gedanken!“

„Ich spreche in vollstem Ernst. Sie lieben mich oder haben mich wenigstens geliebt . . .“

„Gesagt habe ich es Ihnen niemals,“ versetzte Langlois, seine Selbstbeherrschung zurückgewinnend.

„Was verschlägt das? Ich weiß es besser, als wenn Sie es mir tausendmal wiederholt hätten. Ich stehe an einem jener Scheidewege, wie sie sich nur selten im menschlichen Leben vorfinden . . . . Heute bin ich noch frei, morgen werde ich es vielleicht nicht mehr sein; ich mache Ihnen einen ernsten Vorschlag, antworten Sie mir: Wollen Sie für alle Zeiten mit mir abreisen?“

Ihr Aussehen entsprach garnicht der Außerordentlichkeit ihres Vorschlages; man hätte meinen sollen, es handle sich um eine Vergnügungsreise, doch brannten die Augen der Schauspielerin in düsterem Feuer und ihre schmalen Lippen waren blau vor Erregung. Er hielt das Auge fest auf sie gerichtet und ihre Blicke kreuzten sich gleich zwei Schwertern.

„Es ist ein Wahnsinn,“ sagte er langsam; „und Sie wissen es so gut, wie ich.“

„Sehr gut,“ versetzte sie, indem sie die bisher gefalteten Hände schlaff heruntergleiten ließ. „Ich halte Sie nicht mehr zurück.“

Er trat auf sie zu.

„Sie wollen eine nie wieder gut zu machende Thorheit begehen,“ sprach er unruhig. „Bei der Anhänglichkeit, die ich für Sie hege, mein Kind, beschwöre ich Sie: überlegen Sie . . .“

„Was geht das Sie an?“ fragte sie ihn würdevoll. „Sie lieben mich . . . . ach, leugnen Sie es doch nicht; es ist zu lächerlich, wenn sich ein Mann gegen die Liebe einer Frau sträubt! Sie lieben mich, Sie haben es zahllose Male bewiesen, abgesehen davon, daß Sie mich von Tours hierher gebracht haben. Sie liebten mich, als Sie heirateten und liebten mich seither immer noch. Wenn ich damals gewollt hätte, wenn ich vor zwei Monaten gewollt hätte, als Sie mir Ihren Freund Just zuführten, um meine Aufmerksamkeit abzulenken, gleichwie man einem Hunde einen Knochen zuwirft . . . So sagen Sie doch heute, daß Sie mich damals nicht geliebt haben!“

„Und wenn dem so wäre?“ erwiderte Langlois mit fester Stimme, trotzdem er sehr bleich war und kalter Schweiß von seiner Stirne perlte.

„Wenn ich damals gewollt hätte, würden Sie sich nicht geweigert haben, mit mir abzureisen,“ fuhr Rose in bitterem Hohne fort.

„Ich hätte eine Infamie begangen,“ versetzte der Doktor ruhigen Tones. „Ich gebe zu, thöricht gehandelt zu haben, als ich Sie von Tours hierher brachte, doch hat Ihnen diese Thorheit jedenfalls

das Leben gerettet. Als ich dies that, handelte ich wahrscheinlich unter dem Einfluß eines lebhafteren Empfindens, als es die Berufspflicht ist, doch kommt es weder Ihnen, noch mir zu, dies heute zu untersuchen. Vielleicht glaubte ich damals nicht unrichtig vorzugehen, vielleicht auch besaß ich noch nicht die volle Erkenntnis der Pflichten, die mir meine Lage als Ehemann . . ."

„Und als Familienvater!" unterbrach ihn Rose schneidenden Tones.

„Und als Familienvater auferlegte!" wiederholte Langlois fest. „Heute besitze ich diese Erkenntnis voll und ganz, und so bitte ich Sie in meiner Eigenschaft als Arzt und treuer Freund aufs dringendste, sich nicht in ein Abenteuer zu stürzen, welches Ihnen blos Schmach und Kummer bringen würde."

„Ich danke Ihnen für die Teilnahme, die Sie mir bezeugen," sagte die junge Dame mit einer Neigung ihres Hauptes, welches sie aber sofort wieder stolz emporhob. „Machen Sie sich meinethalben keine Sorgen, ich werde schon wissen, was ich zu thun habe, was indessen den Scherz anbelangt, welchen Sie so tragisch nehmen . . ."

„Den Scherz?" unterbrach sie Langlois.

„Glauben Sie vielleicht, es konnte anders gemeint sein?" versetzte Rose hoheitsvoll.

„Der Augenblick zum Scherzen hätte auch besser

gewählt sein können," entgegnete der Doctor. „Ich habe die ganze Nacht durchwacht, gestatten Sie mir demnach, mich zurückzuziehen."

Sie machte eine zustimmende Bewegung. Als er die Hand auf die Türklinke legte, sagte sie ruhigen Tones:

„Ich habe eine große Schuld zu begleichen Doktor, und werde sie nicht vergessen . . ."

„Wenn Sie mein Honorar meinen," gab Langlois auf der Schwelle stehend zur Antwort, „so lassen Sie das nur. Der erste Zeitungsartikel, der bei Ihrem Wiederauftreten von Ihnen sprechen wird, wird mir einen Ruf weit über mein Verdienst gründen."

Er grüßte nochmals und ging.

Allein geblieben, faßte sich Rose mit beiden Händen an den Kopf. Ihr Hochmut war gebrochen, denn große Thränen rannen langsam über ihre Wangen.

„Ich liebte ihn," sagte sie ganz leise. „Ich liebte nur ihn allein. Weshalb lebe ich? Weshalb ließ er mich nicht sterben? . . . Ohne seine Frau würde auch er mich lieben . . ."

Sie verharrte unbeweglich mit gefalteten Händen, mit brennenden Augen und ein unheildrohender Ausdruck legte sich über ihr wieder starr gewordenes Gesicht.

XI.

Gegen zwei Uhr Nachmittags desselben Tages fand sich Just André bei seinem Freunde Langlois ein, um sich nach dem Befinden der jungen Mutter zu erkundigen. Die mit Tüchern umwickelte Klingel, die blos einen leisen, dumpfen Ton von sich gab, die warme Luft und die scharlachroten Wangen der erschrockenen Magd, die die Thür öffnete, die zahllosen sonstigen Vorsichtsmaßregeln, die ein jeder aufbot, um ja kein Geräusch zu verursachen und deren unausbleibliches Resultat darin bestand, daß man jeden Augenblick gegen ein Möbelstück stieß und die Thüren schallend ins Schloß flogen, — all' dies verriet das liebevolle, linkische Wesen, welches überall die Ankunft des Erstgeborenen verkündet.

Just folgte der kleinen Magd, die plötzlich verschwand und befand sich nun allein in dem kleinen Salon, in welchem noch die Unordnung des gestri-

gen Tages herrschte und dessen geschlossene Fensterläden die Sonnenstrahlen gleichsam nur versteckt über die staubbedeckten Möbeln hinhuschen ließen. Klara's winzige Häckelarbeit lag verlassen auf dem Teppich und das Kätzchen genoß das Vergnügen, den Wollenknäuel nach Herzenslust zerzausen zu können und es hatte auch mit dem weißen Faden um die Stuhlbeine, über die Sopha's und Fauteuils ein unentwirrbares Netz gezogen, so daß man fast Gefahr lief, über die Unmasse der Fäden zu straucheln und hinzufallen.

Der junge Ingenieur ließ den Blick durch den kleinen Raum gleiten, versuchte auch das Labyrinth des Wollfadens zu entwirren, war aber gezwungen, dieses verwegene Unternehmen aufzugeben; hierauf machte er einige zögernde Schritte, da er hinter jeder Thür ein undeutliches Geflüster vernahm, dazu ein fortwährendes Kommen und Gehen, und schließlich gelangte er zu der Einsicht, daß er in diesem in wilde Unordnung geratenen Hause völlig überflüssig sei.

Er begab sich in das Vorzimmer um nachzusehen, ob er nicht auf eine Magd stoßen würde, der er seine Empfehlung an seine Freunde auftragen könnte, während er selbst sich entfernen wollte, doch sah er Niemanden. Indessen konnte er doch nicht fortgehen, ohne mit einem Worte seinem Freunde Kunde davon zu geben, daß er hier gewesen — — — Er

kehrte also in den Salon zurück, nahm eine Karte aus seiner Brieftasche und wollte gerade mit Bleistift einige Worte auf das Blättchen werfen, als die sich ihm gegenüber liegende Thür weit öffnete und inmitten eines blendenden Sonnenstrahls, der die schlanke Gestalt weich umfloß, ein junges Mädchen erschien, das den in ein mächtiges, weißes Kissen gehüllten Erstgeborenen auf den Armen trug.

Das über das Kind geneigte Gesicht des jungen Mädchens wurde mit ausnehmend anmutiger Bewegung emporgehoben und Just erblickte zwei große, sanfte, braune Augen inmitten eines vor Erregung rosig angehauchten Gesichtchens; ein halb verlegenes Lächeln spielte um den Mund, der wohl ein wenig groß war, aber nichts als Güte ausdrückte und das aschblonde Haar, welches das liebliche Gesicht gleich einem Glorienscheine umgab, bildete weiche Wellen, während sich das niedliche Köpfchen verlegen verneigte.

Staunend blickte Just André das schöne Mädchen an und fragte sich, in welchem Traume ihm ein solches Madonnengesicht erschienen sei und durch welches Wunder sein Freund Karl ohne sein (Just's) Vorwissen ein solch' liebliches Wesen in seinem Hause beherberge. — —

„Meine Schwester schickt mich, mein Herr," sprach die Erscheinung, nun völlig in den kleinen Salon eintretend; „sie dankt Ihnen bestens für Ihren

freundlichen Besuch. — — — Mein Schwager ist ausgegangen und hier ist das Kind."

Diese einfachen, ungekünstelten Worte sagten Just, daß die junge Dame, die er vor sich habe, Fräulein Hermine Vernault, die Schwester der Frau Langlois sei. Zu seinem größten Erstaunen flößte ihm diese Entdeckung nicht die mindeste Beredsamkeit ein.

Unfähig, ein passendes Wort zu finden, um dem jungen Mädchen zu antworten, trat Just auf das kleine Leinwandbündel zu, welches den Erstgeborenen der Langlois' vorstellte und murmelte, sich über dasselbe neigend:

„Ein hübscher Junge!"

Hübsch war durchaus nicht das richtige Wort, der kleine Weltbürger war nicht nur nicht hübscher als alle anderen Kinder seines Alters, sondern hatte obendrein noch eine kleine eingedrückte Nase, die von kleinen gelben Pünktchen besät war, was natürlich nichts dazu beitrug, um die Schönheit seines Aeußeren zu erhöhen. Nichtsdestoweniger neigte sich Fräulein Vernault gleichfalls über das Kind, wobei sie den Kopf ein wenig zur Seite bog und indem sie die Finger mit einer unendlichen Zartheit über die den Kopf des kleinen Wesens umgebende Halskrause hingleiten ließ, sagte sie:

„Nicht wahr?"

Und ihr reiner Blick befragte den Just André's,

der mit einem Lächeln antwortete. Sie errötete und blickte wieder auf das schlafende Kind, ließ die schlanken Finger über die Spitzen des kleinen Häubchens, durch die Falten des langen Kissens, über die geschlossenen Augen hingleiten und betrachtete das kleine Gesicht mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Zärtlichkeit und Erbarmen, von Züchtigkeit und jungfräulicher Unschuld.

So verharrten Beide einen Augenblick schweigend und verlegen, ohne gar zu wissen, weshalb, vielleicht des kleinen Wurmes wegen, der sich zwischen den beiden jungen Leuten befand. — —

Herr Langlois junior machte indessen der peinlichen Lage dadurch ein Ende, daß er die Augenbrauen, oder vielmehr die Stelle, an welcher sich dieselben später befinden sollten, in so drohender Weise zusammenzog, daß ihn Hermine sofort emporhob, ihn an ihre Wange drückte und eine Bewegung machte, um in das Zimmer ihrer Schwester zurückzukehren.

„Ich bitte Sie, mein Fräulein, Frau Langlois zu bestellen," sprach jetzt Just André hastig, „daß es mich ungemein freut, sie wohlauf zu wissen, daß ich ihr meine ergebenste Huldigung zu Füßen lege und daß ich ihr bestens dafür danke, daß sie Sie beauftragte, mir diesen kleinen Weltbürger vorzustellen. — —"

„Ich werde es bestellen, mein Herr," versetzte Hermine und verschwand.

Die Türe schloß sich hinter ihr und der Salon erschien dem jungen Mann finster und kalt wie ein Keller.

Er ging ins Vorzimmer hinaus und entfernte sich. Inzwischen war die kleine Katze verstohlen zu der halbgeöffneten Tür hinausgeschlichen, nach einiger Ueberlegung aber kehrte sie wieder auf den Schauplatz ihrer Großtaten zurück, wo sie völlig ungestört ihrem Vergnügen, den letzten Rest des Wollenknäuels zu zerzausen, obliegen konnte.

XII.

Der von goldenem Schimmer umflossene jugendliche Kopf mit seinen vertrauensvollen Augen und errötenden Wangen kreuzte im Verlaufe des Nachmittags wiederholt die Gedanken des jungen Ingenieurs. Der Blick der auf das kleine Wesen gerichteten Sammetaugen, so voll Sanftmut und Zärtlichkeit, der zugleich mütterliche und jungfräuliche Ausdruck derselben verfolgte ihn gleich der Erinnerung an einen Traum, welchen er am liebsten fortgesetzt hätte. Hermine Vernault hatte nichts von der klassischen Schönheit einer Madonna an sich, ebensowenig besaß sie die Beredsamkeit der Musen, und dessenungeachtet hatte ihr Anblick tausend poetische und anmutige Ideen, ebenso viele Erinnerungen seiner Studien oder Ergebnisse seiner Phantasie in dem Geiste des jungen Mannes erweckt.

Diese flüchtigen Bilder verfolgten ihn bis zum Abend, verwischten sich aber in dem Maße immer

mehr, bis sie schließlich gänzlich zusammenschrumpften, als die Stunde nahte, da er seine Unterredung mit Rose Rozier haben sollte.

Just André verhehlte sich nicht, daß bei dem launenbehafteten und unbeständigen Charakter der Schauspielerin kein Mensch das Ergebnis dieser Unterredung voraussagen könne. Sie würden vielleicht von einander gehen, entzweit für das ganze Leben durch eines jener Worte, die man nicht verzeihen kann; vielleicht sollte Beider Leben nach dieser Unterhaltung für alle Zeiten zerstört bleiben.

André hatte auf Niemanden Rücksicht zu nehmen; er stand allein in der Welt und brauchte nur sich selbst Rechenschaft abzulegen. Wenn es ihm beliebte, Rose zu heiraten und sein Nomadenleben gegen ein geordnetes, friedliches Familienleben umzutauschen, in welchem Rose die erste Stelle einnehmen würde, so stand ihm allein ein Urteil zu darüber, ob er recht oder unrecht handle.

Wenn er ehedem von einer Heirat geträumt hatte, so wünschte er bei seiner zukünftigen Lebensgefährtin nicht die feinen und ein wenig harten Züge der jungen Schauspielerin anzutreffen; ohne sich ein eigentliches Idealbild zu gestalten, hatte er sich die Mutter seiner Kinder stets als ein Wesen vorgestellt, welches noch ein wenig Kind, naiv und zutraulich, zärtlich, voll Hingebung und jünger, sanfter als Rose, ein wenig nach dem Muster der Frau

Langlois wäre, die für den Doktor den Traum verwirklichte, welchen André für sich selbst gehegt.

Das Schicksal hatte es anders bestimmt; er liebte Rose. Die Stunde der Unterredung war nicht mehr fern und er begab sich auf den Weg nach dem kleinen Hause in der unteren Stadt.

Als er demselben bereits nahegekommen war, sah er in dem Halbdunkel des engen Gäßchens, zu dieser Dämmerungsstunde, da alle Gegenstände unbestimmte und undeutliche Formen annehmen, die Gestalt einer eleganten, jungen Frau, die ein Kind auf dem Arme trug, auf sich zukommen. Er beschleunigte seinen Schritt, wobei sein Herz befremdlich zu pochen begann. Das Bild, welches ihn während des ganzen Tages verfolgt hatte, erwartete ihn noch an der Schwelle der Wohnung Rose's.

Rasch stieg er die zur Hausthür führenden zwei Treppenstufen empor und zog die Klingel. In demselben Augenblick schritt die Frau mit dem Kinde auf dem Arme an ihm vorüber, sie blickte ihn gleichgiltig an, wandte sodann den Kopf weg und setzte ihren Weg fort.

„Ich habe meine Gedanken wohl nicht recht beisammen," sagte sich Just, indem er in das Haus trat, dessen Thür ihm von Florence weit geöffnet wurde. „Ich muß zu viel gelesen oder zu viel gegrübelt haben, da mich ein einfaches Bild, welches sich nur darum meinem Gedächtnisse einprägte, weil

ich es in einem finsteren Zimmer, wie von flüssigem Golde umstrahlt, plötzlich vor mir erscheinen sah, derart bis zum Abend verfolgen kann!“

Ist's wirklich nichts weiter, als ein Bild, Herr Just André, oder auch der Eindruck, den dasselbe zurückgelassen?

Dies fragte er sich freilich nicht mehr, sondern begab sich ernst, unter heftigem Herzklopfen, in den Salon, in welchem ihn Rose erwartete.

In den Ecken und Vasen keine Blumen mehr, die orientalischen 'Gardinen und sonstigen Gewebe schlummerten wohl in den Tiefen mächtiger Reisekoffer. Das von weichen Spitzen gezierte blaue Morgenkleid war einem dunklen Wollenkleid von unbestimmter Farbe gewichen, in welchem Rose die Starrheit einer Statue bekundete.

Sie empfing ihn ohne eins der freundlichen Worte, ohne eine der vertraulichen Geberden, mit welchen sie ihn sonst zu begrüßen gepflegt. Sie neigte bei seinem Eintreten blos den Kopf, reichte ihm indessen nicht einmal die Hand und blieb steif auf einem Stuhle neben dem Tische sitzen.

Blos die Lampe brannte wie gewöhnlich und verbreitete ihren friedlichen Schimmer in dem traurigen Gemach, welches sich an diesem Abend offen als ein gewöhnliches Mietszimmer in einer kleinen Provinzialstadt bekannte.

Just André gewahrte all' diese Veränderungen

nicht auf den ersten Blick, doch ward er beim Eintreten von einer peinlichen, beinahe schmerzlichen Empfindung erfaßt, die nicht wenig zu dem Ernste seiner Haltung beitrug.

Mit einer gewaltsamen Anstrengung versuchte er einen scherzenden Ton anzuschlagen.

„Keine Blumen?" fragte er lächelnd. „Hier herrscht ja die Kahlheit eines Klosters."

„Ich verreise," versetzte sie einfach, ohne ihn anzublicken.

„Doch nicht, ohne mich angehört zu haben," entgegnete André trocken.

Er fühlte sich verletzt durch diese unverdiente Feindseligkeit. Jetzt hob sie die Augen zu ihm empor und er gewahrte, daß sie geweint habe; all' seine Strenge verflüchtete und er ließ sich an ihrer Seite nieder. Was ihn zuweilen trotz seiner Liebe zurückstieß, war ihre absichtliche Kälte, ihre Gleichgiltigkeit gegen den Ausdruck besserer Gefühle; doch nun, da sie weinte, wird sie wieder sanft und zugänglich sein und er sie mehr denn je lieben.

„Ich habe Ihnen viel zu sagen," begann er mit ernster Stimme, die Erregung, die ihm die Kehle zusammenschnürte, gewaltsam bemeisternd. „Wollen Sie mich anhören, mit aufrichtigem Herzen, ohne bitteren Hintergedanken? Denn nur so sollen Sie mir Gehör schenken, Madeleine . . ."

Er nannte sie nicht mehr bei ihrem Theater-

namen; dies machte, daß sie ihn unwillkürlich anblickte und da las sie in den Augen des jungen Mannes so viel männliche Entschlossenheit ausgedrückt, daß sie bezwungen den Kopf senkte.

„Sprechen Sie," sagte sie sehr leise.

„Sie sind mehr wert, als Sie sich den Anschein geben wollen," sagte André, „und Sie würden gut sein, wenn Sie glücklich wären. Aber auf der Bühne werden Sie weder die Ruhe, noch das Glück finden."

„Was wissen Sie hierüber zu sagen?" rief sie aus und hob das durch die innerliche Bewegung gerötete hübsche Gesicht zu ihm empor. „Indem ich meine Rollen gestalte, finde ich Beschäftigung für meinen Geist und mein Herz. Ist es nichts, wenn ich nach der Wahrheit suche und die Freuden oder die Schmerzen dieser in der Phantasie des Dichters lebenden Personen zu erforschen trachte, bis in der Tiefe meines Innern eine Stimme spricht: Das ist's! So hat sie gefühlt, diese Frau: So mußte sie sprechen! Diese Bewegung hat sie machen müssen. — Und wenn man dies gefunden hat, Herr André, so darf der Künstler ausruhen, darf er auf sich stolz sein, da er sich als Schöpfer gezeigt hat!"

Betroffen von der Wärme, mit welcher sie sprach, blickte Just sie an.

„Ja," sagte er langsam, „das kenne ich und ich glaube Ihnen. Zuerst habe ich die Künstlerin in

Ihnen geliebt; ich weiß, welche Willenskraft Sie besitzen . . ."

„Wollen", murmelte Rose; „in Wahrheit, ich kann wollen, wenn ich auch nur immer wüßte, was ich will!"

„Für's Leben ist dies aber nicht genügend," fuhr er fort. „Ein Tag wird kommen, da Sie es satt sein werden, sich in erkünstelter Leidenschaft zu verzehren, und glauben Sie nicht, daß es, während Sie jung, schön und geliebt sind, denn ich liebe Sie, klüger wäre, auf diese gleißnerische und hohle Existenz zu verzichten?"

Sie schien nachzudenken; plötzlich blickte sie ihn fest an und fragte:

„Ich soll das Theater verlassen?"

„Ja," versetzte er mit seiner ruhigen und ernsten Stimme.

„Niemals!"

Sie wandte sich ab, denn Andrés beharrlicher Blick machte sie verwirrt. Sie fühlte, daß dieser Mann so hoch über ihr stehe, so frei von jeglichem bitteren und selbstsüchtigen Hintergedanken sei, daß sie vor diesem reinen Gewissen eine gewisse Scham empfand.

„Sagen Sie nicht niemals," nahm er das Gespräch wieder auf „Die Sache ist viel zu ernst, und wenn, ich, den Sie so wenig ermutigen, in

dieser Weise zu Ihnen spreche, so geschieht es, weil ich Sie beklage . . ."

„Ich will nicht beklagt werden," wiederholte sie.

„Sie haben Unrecht; wenn man leidet, so ist man glücklich, einen Freund zu haben, der Verständnis und Mitgefühl für unsere Schmerzen hat. Das Band, welches ich Ihnen vorschlage, wird so lange währen, wie unser Leben."

„Als Ihre Geliebte?" fragte sie und blickte ihn hoheitsvoll an.

„Nein, sondern als meine Frau."

Sie schlug die Augen nieder, um ihm die Thränen zu verbergen, die in denselben aufstiegen und hielt ihm die Hand mit den Worten hin:

„Verzeihen Sie."

„Sie willigen ein?" fragte er, ihre zitternde Hand in der seinigen festhaltend.

„Nein," sagte sie, sich sanft losmachend. Dann fügte sie hinzu: „Wir sind nicht für einander geschaffen, wir würden unglücklich werden."

„Wenn man sich liebt, findet man seine Freude und sein Vergnügen daran, sich gegenseitig Gewohnheit und Geschmack zum Opfer zu bringen," beharrte André.

„Das weiß ich nicht," gab sie zur Antwort. „Ich habe noch niemals Aehnliches gesehen. Ich habe Männer gekannt, die ihre Frauen beherrschten und sie gleich Sklavinnen behandelten; ich habe

Frauen gekannt, die sich rühmten, die Männer, von denen sie geliebt wurden, gleich Hunden zu behandeln, — doch dieses Leben voll Opferwilligkeit und Entsagung, welches Sie erwähnen, habe ich nirgends kennen gelernt. Die beharrlichsten und treuesten Neigungen, die ich jemals gekannt, wurden in Strömen von Vorwürfen und Thränen ertränkt, doch die Liebe, von welcher Sie sprechen, kenne ich nicht."

„Sie haben niemals geliebt?" fragte André. Mochte sie geliebt haben oder nicht, sie war ihm darum nicht weniger teuer; aber wissen wollte er es. Er wollte, daß zwischen ihr und ihm eine rückhaltlose Aufrichtigkeit bestehe.

„Niemals!" antwortete Rose.

Sie hatte soeben zweimal gelogen, doch dünkte ihr Alles, was einem Bekenntnisse, einem Geständnisse glich, schlimmer als der Tod zu sein.

„Dessenungeachtet besteht die Liebe würdevoller und reiner als alles Andere, in der Ehe, etwa wie die meines Freundes Langlois zu seiner Gattin . . ."

Rose hatte den Mut, ihre plötzlich eiskalt gewordene Hand in der seinigen zu belassen, doch erschütterte sie ein schmerzlicher Schauer vom Kopf bis zu den Füßen.

„Madeleine," hub er nach einer Weile von Neuem an; „wollen Sie meine Gattin werden und ruhig, glücklich, geehrt und an meiner Seite leben? Ich bin nicht sehr reich, kann es aber werden.

Außer meiner Stellung besitze ich noch ein kleines Vermögen, welches von einem unbekannten Wohltäter herrührt; ferner behauptet man, daß ich nur zu arbeiten brauchte, um bedeutende Aufträge zu erlangen, da ich dem Anscheine nach mächtige Gönner besitze. Schließlich bin ich gerade so unabhängig, wie Sie, Madeleine, und Niemand kann mich ob meiner Handlungen zur Rechenschaft ziehen . . ."

Sie zog ihre Hand aus der seinigen und rückte ein wenig von ihm.

„Nein," sagte sie; „nein. Wenigstens nicht jetzt. Sie setzen mich in Verlegenheit durch Ihren völlig unerwarteten Vorschlag . . . Sie wollen, ich soll das Theater verlassen, und mir scheint es, als könnte ich es erst verlassen, wenn ich aufgehört habe zu atmen!"

„Haben Sie nicht soeben erst fast ein volles Jahr fern von dem Orte verbracht, welchen Sie so sehr lieben?"

„Ich war krank und zudem hoffte ich, wieder zurückkehren zu können. Lassen Sie mich den Versuch machen, Just; vielleicht werde ich meiner alten Beschäftigung überdrüssig werden und bald zu Ihnen zurückkommen . . . . doch machen muß ich den Versuch."

„Sie lieben mich nicht," sagte André schmerzlich.

„Ich weiß es nicht," versetzte sie leidvoll. „Ich hege wärmere Empfindungen für Sie, als Sie

vielleicht glauben . . Ihre Gegenwart ist mir sehr lieb . . . . Doch habe ich bisher ein so untergeordnetes Leben geführt . . . . ich bitte Sie also, begehren Sie nicht, daß ich ohne Ueberlegung, ohne Vorbereitung eine neue Lebensweise annehme."

Sie hatte Recht, vollkommen Recht; die verkörperte Weisheit hätte nicht anders sprechen können und André's Herz krampfte sich zusammen.

Mit welcher Freude hätte er all' diese Weisheit für ein leidenschaftliches Wort hingegeben! Er war sich darüber grausam klar geworden, daß diese Heirat, zu welcher er sich nach so vieler Ueberlegung entschlossen, für Rose nur eine Vernunftsheirat sein werde. Ach! wenn er sie hätte überreden und in seinen Armen forttragen können, wie ihm dies noch gestern im Traume vorgeschwebt!

„Sie wollen demnach nach Paris reisen?" fragte er mit einer Miene, die gleichgiltig sein sollte.

„Ja, und zwar schon morgen. Gewähren Sie mir einige Tage der Ueberlegung, damit ich um mich blicken, mir über Ihren Antrag klar werden könne; lange werde und will ich Sie nicht in Ungewißheit lassen. Sehen Sie, André," fügte sie wärmer werdend hinzu, „ich hasse die falschen Situationen. Ich will, wenn ich Ihre Frau sein soll, es freiwillig werden. Hier, in Ihrer Nähe, würde ich Sie täglich sehen, Ihren Einflusse gänzlich unterliegen, nicht völlig mir selbst angehören . . . ."

„Es sei,“ sagte Just, „schließlich verlangen Sie nur etwas vollkommen Passendes.“

Sie lächelte ihm dankbar zu. Sie standen einander Gesicht gegen Gesicht gegenüber; er faßte sie an beiden Händen und zog sie mit einer leidenschaftlichen Bewegung an sich. Der Kopf der Künstlerin sank mit einem Ausdrucke vertraulicher Hingebung an seine Brust.

„Ich liebe Sie wahnsinnig,“ sagte er mit leiser Stimme. „Ich gebe mir den Anschein eines Sittenwächters, eines lächerlichen Schullehrers und bin doch in Ihrer Nähe schwächer als ein Kind ..... Wenn Sie wüßten, wie sehr ich Sie liebe!“

Er drückte seine Lippen auf die weiße Stirne, auf die geschlossenen Augen, auf die vor Erregung schwach gefärbten Wangen .... Sie drängte ihn sanft von sich.

„Nichts durch Ueberraschung, nicht wahr, mein Freund?“ sagte sie. „Zwischen uns Beiden muß alles klar gewollt und wohl überlegt sein!“

„Sie sind klüger, als ich,“ gab Just zur Antwort, da er durch den vertraulichen Ton völlig berauscht ward.

„Nun, dann gehen Sie!“ versetzte sie lachend.

„Wann werde ich Sie wiedersehen?“ fragte der junge Mann wieder nüchtern werdend.

„Morgen um zehn Uhr Vormittags am Bahnhofe.“

„Wie? Nicht einmal mehr hier?“

„Nein, mein Freund.“

Er konnte sie nicht zum Nachgeben bewegen und mächtig bewegten Herzens, erfreut und unzufrieden zugleich, begab sich André nach Hause. Nicht in dieser Weise hatte er sich das Glück seiner Verlobung ausgemalt .... und hatte Rose nicht dessenungeachtet vollkommen Recht?

XIII.

In der Tat reiste Rose am nächsten Morgen ab. André, der sie schon seit einer Stunde voll Ungeduld am Bahnhofe erwartete, sah sie rasch herankommen, die Gestalt in einen großen Reisemantel gehüllt, das Gesicht von einem großen Schleier bedeckt. Sie löste ihre Fahrkarte, drückte die Hand des jungen Mannes, der ihre Augen kaum durch das dichte Gewebe glänzen sah und verschwand. Der Zug dampfte ab und Alles war zu Ende.

Sie hatte immer Recht! Wozu die Aufmerksamkeit der Reisenden oder der Müßiggänger der Stadt auf sich lenken? Dessenungeachtet dachte André traurig bei sich, daß sie vielleicht zu häufig Recht habe und als er nach Hause kam, fand er seine Kotelettes verbrannt, seinen Wein sauer, sein Brot hart. Die Zigarre, die dem Mahle folgte, war feucht und hatte keine Luft; die Arbeit, die

auf dem Schreibtische lag, erschien ihm unsäglich langweilig und geistlos ....

André suchte Brun im Amte auf. Dies gehörte zu den angenehmen Ueberraschungen, die die Freunde von Zeit zu Zeit dem trefflichen Manne bereiteten, der zu gewissenhaft war, um seinen Lederfauteuil zu verlassen, obgleich er während des ganzen Tages doch nur wenig ausrichtete .....

„Du bist's?" fragte Marcel, dessen Gesicht sich beim Anblick des Ingenieurs erhellte. „Was giebt's Neues?"

André schloß die Thür, versicherte sich, daß sie allein seien, ließ sich in einem zweiten Lederfauteuil nieder, der für die klage- und beschwerdeführenden Einwohner von Chartres bestimmt war und sagte:

„Sie ist abgereist."

„Wer um des Himmels Willen?" rief Marcel aus und hob die Arme zur Decke empor.

Dieser gute Mann, der sich zu den Poeten zählte, hatte ganz riesenhafte Geberden. Vielleicht war das in der Tat ein Ausfluß der Poesie, die zu Uebertreibungen ermächtigt, ja dieselben zuweilen sogar erfordert.

„Fräulein Sorel," sagte der Ingenieur ruhig.

Brun blickte ihn an und ließ die Arme sinken.

„Fräulein Sorel? Du kennst ein Fräulein Sorel, Du?"

„Rose Rozier, wenn es Dir so lieber ist," ver-

setzte André ungeduldig, „da sie indessen diesen Namen blos für den Theaterzettel benutzte, hier unter ihrem wahren Namen lebte, so war ich der Ansicht, daß . . . .“

Noch immer blickte Brun den Ingenieur aufmerksam an. Plötzlich hob er einen Finger in die Höhe und machte eine ernste Miene.

„Just André, mein Freund,“ sagte er, „da steckt etwas dahinter. Sag' mir die Wahrheit, das wird viel vernünftiger sein, umsomehr, als Du nur zu diesem Zwecke hierhergekommen zu sein scheinst.“

André machte eine unmutige Bewegung, — so leicht und angenehm es ist, sein Herz auszuschütten, wenn die Umstände dies begünstigen, ebenso ärgerlich ist es, wenn man sich auffordern hört, seine Geheimnisse zu offenbaren. Er schwieg und spielte mit seiner Uhrkette.

„Nun?“ drängte Brun.

„Ich würde Dir niemals etwas anvertrauen, selbst wenn ich etwas anzuvertrauen hätte,“ erwiderte Just.

„Und weshalb?“

„Weil Du es augenblicklich Deiner Frau hinterbringen würdest und dann — — —“

Der glückliche Gatte der Frau Brun brach in ein herzliches Lachen aus.

„Spaßvogel!“ gab er seinem Freunde zur Antwort, „Du weißt sehr gut, daß ich ihr blos von

solchen Dingen Mitteilung mache, welche ich an die große Glocke gehenkt haben will. Behalte indessen Deine Geheimnisse immerhin für Dich, mein Freund, das ist Deine Sache, doch sag' mir wenigstens, weshalb unsere hübsche kleine Freundin so plötzlich abgereist ist, sonst müßte ich Dir sagen, daß es eigentlich ganz unnütz war, hierher zu kommen, um mich von ihrer Abreise zu unterrichten."

Die in dieser Weise gestellte Frage war nicht minder unbehaglich, doch faßte André ohne Weiteres seinen Entschluß und so sagte er: „Sie hatte Lust, nach Paris zurückzukehren, um zu sehen, ob sie von Neuem wieder ins Theater gelangen könnte."

„So plötzlich? Und welchen Einfluß nahmst Du auf diesen Entschluß?"

„Ich?" sagte André, die Frage umgehend. „Du magst es mir glauben, daß ich nicht zu Rate gezogen wurde."

„Ha!" machte Marcel zweifelnd. „Drollig ist's immerhin, daß sie so davongeflattert ist, ohne von uns Abschied zu nehmen."

„Willst Du die Wahrheit wissen?" fragte Just, einer plötzlichen Eingebung Folge leistend. „So höre denn: sie war höchst unangenehm berührt davon, als sie Dich vorgestern Abend mit Langlois Reißaus nehmen sah . . . Die Scene erinnerte zu sehr an das niedliche Theaterstück: „Ich speise bei meiner Mutter." — Kennst Du das?"

„Nein.“

„Das tut nichts. Langlois verließ sie zwar nicht gerade höflich, doch entschuldigte ihn das Unwohlsein seiner Frau. Aber Du, zum Teufel, warum ranntest Du wie besessen hinter ihm drein?“

Marcel Brun ließ den Kopf zerknirscht hängen, da er die Berechtigung des Vorwurfs anerkannte.

„Schließlich,“ sagte er, „ist dies nur ein Fehler, aber kein Verbrechen, und sie straft uns hart genug dafür.“

„Sie kommt vielleicht noch zurück,“ bemerkte André, doch gab Brun mit einer Pantomime zu verstehen, daß er diese Hoffnung durchaus nicht teile.

„Du bist übrigens nicht zu beklagen,“ sagte er sodann. „Du wirst Deine Fahrten nach Paris wiederum aufnehmen und . . .“

„Nein,“ unterbrach ihn der junge Ingenieur unbesonnen. „Ich werde einige Zeit hindurch nicht nach Paris reisen.“

„Ah,“ dachte Marcel, „sie haben sich entzweit!“

„Dafür kannst Du aber nach Paris gehen,“ fuhr André fort, „Du kannst sie besuchen.“

„Und ihr von Dir sprechen, wie? Das ist nicht übel, indessen, um dies tun zu können, mußt Du mir ihre Adresse geben.

„Ich habe sie nicht!“ entgegnete Just, ganz bestürzt über seine eigene Nachlässigkeit.

„Ist die alte Magd auch ausgeflogen?“ fragte Brun.

„Nein! Ah, das ist ein brillanter Einfall!“

„Nicht wahr?“ sagte Brun, sich bescheiden in die Brust werfend. „Nun also, Dein Weg ist geebnet.“

„Ich verstehe,“ versetzte der Ingenieur und erhob sich. „Du gehst also nach Paris?“

„Hm!“ machte der Beamte, „ich kann nichts Bestimmtes sagen . . . Was wird meine Fran sagen?“

„Du wirst ihr mitteilen, daß Du in amtlichen Angelegenheiten nach Paris zu gehen hast und Du ihr einen neuen Hut mitbringen wirst,“ riet Just.

„Hm, das ist wert, überlegt zu werden.“

Eine Stunde später hatte André in Erfahrung gebracht, daß Rose im Hotel du Louvre abgestiegen sei, und Brun hatte versprochen, im Laufe der nächsten Woche nach Paris zu reisen.

XIV.

Langsam fließen die Stunden für denjenigen dahin, der auf etwas wartet, noch langsamer aber, wenn der Betreffende mit sich und anderen unzufrieden ist. Just André fand, daß die Tage endlos und die Abende doppelt so lang seien, als früher. Am Abend des fünften Tages nach der Abreise der Schauspielerin vermochte er die Einsamkeit nicht mehr zu ertragen, und so brach er denn auf, um schüchtern an der Tür des Doktors Langlois zu klingeln, da er sich nach der jungen Mutter und deren Kind erkundigen, oder besser gesagt, seinen Trübsinn von sich schütteln wollte, während er über Dinge sprechen mußte, die seinen eigenen Gedanken fern lagen.

Das Dämmerlicht des schönen Juniabends erhellte nur unbestimmt den Salon, in welchen er geführt wurde; — heute herrschte hier bereits größte Ordnung und frische, doch duftlose Blumen

füllten, in ein grünes Dunkel gehüllt, Ecken und Vasen aus.

Langlois trat ein, um seinen Freund zu begrüßen. „Das ist hübsch von Dir, daß Du kommst,“ sagte er; „wenngleich ein wenig spät. Wir meinten bereits, Du hättest uns vergessen . . .“

„Wie kannst Du derlei denken?“ versetzte André einigermaßen verlegen. „Es ist wahr, daß ich lange nicht da war, doch hatte ich sehr viel Verdrießlichkeiten.“

Langlois wußte es; — Florence war unter dem Vorwande bei ihm gewesen, sie bitte ihn, er möge ihr einige Weisungen in Bezug auf die weitere Behandlungsweise ihrer Gebieterin geben. Er hatte ihr darauf geantwortet, daß, wenn sich Fräulein Sorel künftighin wohl befinden werde, keinerlei Behandlung nötig sei. Die alte Magd war darauf fortgegangen wie Jemand, der noch viel zu sagen hat, doch hatte der Doktor so wenig Entgegenkommen bezeugt, daß sie nicht zu sprechen gewagt.

„Willst Du hierher kommen?“ fragte er den Ingenieur, indem er nach dem Zimmer seiner Frau deutete, dessen Tür offen geblieben war.

Hier, an dieser Stelle hatte Just die von einem goldenen Sonnenstrahl umflossene liebliche Erscheinung gesehen, die ihn hernach während eines ganzen Tages verfolgte. Er trat hinter seinem Freunde ein und erblickte bei dem durch einen grünen Schirm

gedämpften Lampenlichte, neben dem ein wenig abgemagerten Gesichte der Frau Langlois, deren Schwester, Fräulein Hermine, die sich über eine Näharbeit bückte. Das reizende Profil hob sich in seinen Umrissen von dem dunklen Hintergrunde der Vorhänge ab. Die bei Tage aschblonden Haare gewannen einen goldenen Schimmer bei dem gelben Lampenlicht und das ganze sechzehnjährige Gesichtchen hatte einen vernünftigen und gesetzten Ausdruck, der den Blick immer wieder auf sich zog.

André empfand diesen Zauber sofort. Daß Hermine schön war, bedeutete nicht viel für ihn, dafür aber befriedigte der Gesammteindruck der liebenswürdigen Figur sein künstlerisch geschultes Auge. Und in der Tat wären die strengsten Kritiker entzückt gewesen.

„Mein Gatte hat mir erlaubt, das Bett zu verlassen,“ sagte Klara Langlois mit ihrer kindlichen, ein wenig geschwächten, doch sehr wohllautenden Stimme; „und diesem Umstande habe ich das Vergnügen zu verdanken, Sie bei mir sehen zu können, Herr André. Bébé befindet sich ebenfalls wohl. Meine Schwester sagte mir, Sie hätten ihn einen hübschen Jungen genannt und obschon dies blos eine Schmeichelei ist, um das Herz der Mutter zu gewinnen, danke ich Ihnen dennoch herzlich dafür.“

André blickte lächelnd auf das junge Mädchen. Sie hatte, demselben Eindrucke Folge leistend, den

Kopf emporgehoben, als sie aber die Augen des jungen Mannes in der Erinnerung an die eine Sekunde, da sie Beide schweigend, über das Kind geneigt dagestanden, auf sich gerichtet sah, ergoß sich eine plötzliche Röte über ihr Gesichtchen und die zarten Hände zitterten leicht.

Der junge Mann ließ sich im Schatten des Lampenlichtes auf eine Tabouret zu Füßen des bequemen Lehnstuhles nieder, in welchem Frau Langlois ruhte und von hier ließ er, seinen Freunden antwortend und wieder Fragen an sie richtend, die Augen auf dem lieblichen Profil, auf den so zart schimmernden Haarwellen, auf den fleißigen Fingern und endlich auf der ganzen Hingebung und Züchtigkeit atmenden jungen und doch voll entwickelten Gestalt ruhen, die einem Bildnisse zarter Jungfräulichkeit glich.

„Ich wußte gar nicht, daß Sie eine Schwester hätten,“ sagte André zu Frau Langlois, als er Abschied nahm.

„Das hat seinen Grund darin, daß wir sie sorgfältig verborgen hielten, nicht wahr, Hermine? Meine Mutter hatte erklärt, uns nur eine nach der andern, nicht auf einmal aus dem Kloster zu nehmen, um uns weder durch die Ausstattung noch durch die Hochzeit, ja nicht einmal durch den Gatten selbst in Verlegenheit zu bringen, wenn wir vor den Altar treten sollten. Nicht wahr, Karl?“

Alle lachten, nur das junge Mädchen wandte der Schwester das hochrot erglühte, hübsche Gesicht mit einem Ausdrucke stummer Bitte zu.

„Ich sehe nichts Böses darin, von der Ehe zu sprechen," fuhr Klara unbarmherzig fort, da sie die Verlegenheit Herminens ergötzte; „es wird Dir genau so ergehen, wie mir! Und daher muß man sich mit diesem entsetzlichen Gedanken vertraut machen, wenn man beinahe siebzehn Jahre alt ist; — habe ich Recht, Herr André?"

„Man muß auf alle Zufälle des Lebens vorbereitet sein, meine Gnädige!" versetzte der Ingenieur so ernsten Tones, daß Frau Langlois laut zu lachen begann und ihr Gatte den Freund mit mehr Aufmerksamkeit anblickte.

„Er spricht wie ein Mann, den das Schwert des Henkers bedroht!" bemerkte Klara.

„Und Du wie eine kleine Närrin, die sich gewaltsam krank machen will," nahm der Doktor auf. „Vorwärts, Schwester Hermine, Du bist ohne jede Widerrede die Klügere, bringe diesen Schelm da zu Bette."

„Da siehst Du, Hermine," versetzte Frau Langlois, noch immer herzlich lachend; „schenke den sanften Mienen der Freier nur keinen Glauben! Vor der Ehe sind sie sanft und unterwürfig wie kleine Lämmlein und nachher die schlimmsten

Tyrannen! Nach wie vor sind sie voll Hinterlist und man weiß niemals, was sie uns verheimlichen."

André blickte auf Langlois und dieser zuckte innerlich zusammen. Man hat viel über die Leute gespottet, die, wie man zu sagen pflegt, ein Skelett im Hause verborgen haben, doch befindet sich ein Mann, der ein Geheimnis besitzt, dessen Endeckung ein geliebtes Wesen schmerzen würde, in einer durchaus gleichen Lage.

Die beiden Männer begaben sich in das Arbeitszimmer des Doktors, wo sie ihre Cigarren anzündeten und dann einige Minuten schweigend, gleichsam verlegen, verharrten.

„Rose ist abgereist?" fragte Langlois endlich, da er fürchtete, es könne den Anschein gewinnen, als wenn er dem Gegenstande ausweichen wollte.

„Ja," versetzte André und fügte nach einer Pause hinzu: „Ich habe sie gebeten, meine Gattin zu werden."

Langlois unterdrückte eine mächtige Bewegung. Besser als wer immer kannte er Rose, und weniger als wer immer konnte er offen von ihr sprechen.

„Das ist kein Kinderspiel," sagte er endlich; „die Ehe ist ein ernstes Ding und . . ."

„Ich habe alles überlegt," sagte André, der die Vorwürfe, die er voraus sah, kurz abschneiden wollte.

„Schön; und hat sie Deine Werbung angenommen?"

„Nein. Sie wollte sich vorher überzeugen, ob sie das Theater ohne Ueberwindung verlassen könnte."

„Das ist doch nur natürlich," bemerkte Langlois.

André dachte bei sich, daß, wenn ihn Rose lieben würde, das Theater nicht schwer in die Wagschale fiele, doch sagte er nichts und wieder herrschte Schweigen in dem dunklen Raum.

„Du bist offenbar der Ansicht, daß ich eine Dummheit begangen habe?" fragte der Ingenieur endlich, da er das, was er Teilnahmslosigkeit von Seiten seines Freundes nannte, nicht zu ertragen vermochte.

„Ich kann Dich weder tadeln noch Dir beistimmen," versetzte der junge Arzt kalten Tones. „Du allein kennst doch die Umstände, die Dich zu Deinem Entschlusse bestimmt haben."

„Aber so sprich doch," drängte André; „wenn Du an meiner Stelle wärest, Fräulein Sorel lieben und von Niemandem abhängen würdest, — hättest Du ihr denselben Antrag gestellt?"

Langlois hatte nicht übel Lust, mit einem entschiedenen „Nein!" zu antworten, doch bezwang er sich.

„Wie soll ich mich," gab er ausweichend zur

Antwort, „an die Stelle eines jungen Ingenieurs denken, der in eine Schauspielerin verliebt ist?“

„Du hast Recht,“ seufzte André, „Du bist gegen derlei Stürme gefeit! Du hattest stets eine Familie an der Seite, die Dich lenkte, erzog, in guten Sitten unterwies, verheiratete und Dir beistand, Deinen Sohn über das Taufbecken zu halten. In Deiner Existenz ist kein Raum für heftige Leidenschaften vorhanden . . .“

„Gänzlich abgesehen davon, daß mir mein Beruf ein regelmäßiges Leben zur Pflicht macht und mir jegliche zwecklose Erregung verbietet,“ schloß der Doktor mit feinem Hohn, den sein Freund trotzdem heraus fand, da er den Kopf emporhob und ihn beunruhigt anblickte. Doch schloß das ernste und ruhige Aussehen des Doktors einen jeden Gedanken an Spott aus und André versank von Neuem in seine Grübeleien.

Allmählich und während er über alle möglichen Dinge sprach, um seine wahren Gedanken zu verbergen, sah er das liebreizende Gesicht und die goldenen Haare Hermine Vernault's abermals vor sich auftauchen.

„Du hast eine reizende Schwägerin,“ sagte er zu seinem Freunde, ihn auf diese Weise auf näherliegende Personen zurückführend, als die fantastische Rose für ihn war.

„Ich habe deren drei, mein Lieber,“ versetzte

Langlois schmunzelnd. „Eine wahre Perlenschnur von kleinen Herminen, deren älteste meine Frau ist. Sie folgen mit zwei Jahren Altersunterschied auf einander und eine ist schöner, lieblicher und verführerischer als die andere. Wenn mir nur der Himmel ebenso liebenswürdige Schwäger bescheeren würde!"

„Wird sie lange bei Dir bleiben?"

„Ich hoffe wenigstens! Meine Schwiegermutter, eine treffliche, nur ein wenig eigentümliche Person, hat es sich in den Kopf gesetzt, eine Reise nach dem Süden zu unternehmen, um eine Anzahl Verwandte zu besuchen, die zu beerben sind! Sie findet, daß ihre Töchter zu wenig Mitgift bekommen, obgleich ich in diesem Punkte nicht gleicher Ansicht mit ihr bin und so will sie sich der verborgenen Schätze dieser ehrwürdigen Verwandten versichern . . . . . . Die übrigen Mädchen, deren eine elf, die andere dreizehn Jahr alt ist, befinden sich noch im Kloster und wir haben Hermine für eine unbestimmte Zeit bei uns."

„Ihr könnt Euch glücklich schätzen, ein so liebenswürdiges Wesen im Hause zu haben," behauptete André.

„Ganz gewiß," versicherte Langlois.

Der Ingenieur fand nichts mehr zu sagen; er ging, nachdem er dem Freunde zum Abschiede noch herzlich die Hand gedrückt, wie zum Ersatze dafür,

wenn er während des Gespräches vielleicht mehr Zurückhaltung als sonst gezeigt haben sollte.

Während er langsam nach Hause ging, fragte sich Just, was wohl die Ursache davon sein könne, daß sein Vorhaben, Rose zu heiraten, eine Art schmerzlicher Kälte zwischen seinen Freunden und ihm selbst hervorgerufen habe.

„Bah!" sagte er sich, da er nicht tiefer in die Sache eindringen wollte; „das ist stets der Fall, wenn man sich verheiratet . . . . ."

Und die drei zukünftigen Schwäger des Doktors stellten sich seinem Geiste in der Gestalt dreier korrekter Herren dar, an denen nichts zu tadeln sein wird und gegen die er schon jetzt ein Vorurteil zu fassen begann.

XV.

„Dich nach Paris lassen? Ganz allein? Niemals!“ schrie Frau Brun auf, als ihr Marcel acht Tage später von seiner Absicht, sie für vierundzwanzig Stunden zu verlassen, Mitteilung machte.

„Aber liebes Kind! amtliche Geschäfte .....“

„Tatatata! Es giebt keine amtlichen Geschäfte, die eine Frau verhindern könnten, ihren Gatten nach Paris zu begleiten! Entweder reise ich mit Dir, oder Du reisest nicht! Wähle! Und zufälligerweise benötige ich gerade einen neuen Hut!“

Marcel erinnerte sich, daß ihm André geraten hatte, ihr einen mitzubringen und er bewunderte den Scharfsinn seines Freundes, doch gestaltete sich die Situation um so unbehaglicher, als er seine Frau zur Genüge kannte, um zu wissen, daß sie ihn überallhin begleiten, ja sogar in einem Wagen auf ihn warten würde, selbst wenn er beim Minister selbst

zu tun hätte, wie sie es bereits oft genug bewiesen hatte.

Zwei Tage lang grübelte er über ein Mittel nach, welches ihn von der Begleitung seiner Gattin befreien würde, doch fand er gar keinen Ausweg.

Er war um so verdrießlicher hierüber, als Just, den er von dieser Vereitelung ihres Vorhabens in Kenntnis setzte, erklärt hatte, daß es bei den allgemein bekannten freundlichen Gefühlen, die Frau Brun für die schöne Schauspielerin hegte, einfach unmöglich sei, daß Marcel der letzteren einen Besuch abstatte, wenn erstere darauf beharre, ihn zu begleiten. Da aber Brun nur den einen Wunsch hatte, Rose zu sehen, war seine Verblüffung keine kleine.

Er war weit davon entfernt, zu vermuten, daß es sich um eine Heirat handle; er meinte, es hätte sich da blos eine flüchtige Liebschaft entsponnen. Und da er bei André dieselben Empfindungen voraussetzte, die er selbst der jungen Dame entgegenbrachte, das heißt ein Gemisch ritterlicher Verehrung und idealer Begehrlichkeit in dem Maße, wie sich diese beiden Begriffe eben mit einander vereinen lassen, fand er nichts sonderlich Tadelnswertes darin, über dies und jenes mit ihr zu sprechen, ohne dabei seiner selbst zu vergessen.

Seine Leidenschaft für Rose, wenn die Gefühle, die so eifersüchtige Ausbrüche bei Frau Brun her-

vorriefen, eben diese Bezeichnung verdienten, gehörte in die Kategorie jener halb rührenden, halb lächerlichen Herzensneigungen, denen man unter verwandten Umständen häufig genug in der Provinz begegnet. Es hätte ihn völlig zur Verzweiflung gebracht, seine Gattin für die junge Künstlerin aufgeben zu müssen, und wenn ihm diese ihre Gunst zugewendet hätte, würde er sein Glück mit sehr saurer Miene in Empfang genommen haben, hingegen auf Rose Gedichte machen, ihr Blumen zu bringen, ihr die Hand zu küssen und vor aller Welt zu gestehen, daß er sie anbete, — das war für ihn ein Hochgenuß, dem er sich nicht zu entziehen vermochte.

Anfänglich wäre er gar nicht darauf bestanden, nach Paris zu gehen und blos aus einer einfachen Neugierde zu erfahren, wie es mit Rose und Just stehe, hierzu getrieben worden, doch in dem Augenblicke, da sich seine Gattin seinem Vorhaben widersetzte, beschloß er, dasselbe erst recht auszuführen. Seine durch die Trennung bereits gewaltig erblaßten Gefühle für Rose erwachten mit neuer Macht, gleich einem Kinde, welches eingeschlummert ist, und da er müde ward, fortwährend über denselben Gegenstand nachzugrübeln, verfaßte er in seinen Erholungsstunden wahrhaft rührend-klagende Verse auf die junge Schauspielerin, deren einer mit den Worten anhub:

„Durch neidisches Schicksal nun getrennt . . .“

Die Verse waren nichts wert, die Gefühle falsch, der Ausdruck erkünstelt und die Reime von einer geradezu kläglichen Armseligkeit, doch muß man derlei Schwächen einem Dichter wirklich zu Gute halten, der gezwungen ist, seine Tage vor gestempelten Amtspapieren und seine Abende an der Seite der prosaischen, aber trotzdem herzlich geliebten Frau Brun zu verbringen.

Die Verse wollten nicht recht von der Stelle, Marcel schrieb sie von Neuem und immer wieder von Neuem ab, bis er endlich befriedigt zu sein schien und sie in seiner Brieftasche verwahrte, nachdem er sie vorher noch mit einem Umschlag versehen und auf diesen die Worte gesetzt: „An Rose Rozier!“ Dies getan, lauerte er auf einen günstigen Zufall, der ihm gestatten würde, mit seinem traulichen Heim das zu thun, was man bei den Kindern „Schulschwänzen“ nennt.

André hatte fünf- oder sechsmal an Rose geschrieben und stets blos einige gleichgiltig-freundschaftliche Worte, die nichts verhießen, zur Antwort erhalten. Er verging vor Begierde selbst nach Paris zu gehen, um mit ihr zu sprechen, doch hielt ihn eine unbestimmte Furcht, daß er durch die Umgebung, in deren Mitte er die Geliebte anzutreffen scheute, verletzt werden könnte, in Chartres zurück.

Um sich zu zerstreuen, um seine Ungeduld hin-

wegzutäuschen, wie er sich sagte, begab er sich beinahe jeden Abend zu Langlois; — da fand er Klara und Hermine stets am Tische, nicht weit von der Wiege sitzen, in welchem der Kleine schlief, und die verschiedenen Häkelarbeiten, die bestimmt waren, den Stammhalter derer von Langlois zu schmücken, gewannen Formen und Gestalten unter ihren Fingern, und welch ein Gelächter gab es, wenn sie ein vollendetes Häubchen oder dergleichen über die geballte Hand zogen, um das Werk ihrer Finger zu bewundern!

André lachte mit ihnen, und sein Herz fühlte sich wohltuend berührt bei dem Anblick von all der Zärtlichkeit, die man diesem kleinen Wesen entgegenbrachte, das erst vor so kurzer Zeit in das Leben eingetreten war und schon einen so bedeutenden Platz in den Gedanken der Familie einnahm.

Er hatte den Kindern niemals besondere Aufmerksamkeit geschenkt, deren sie seiner Ansicht nach erst würdig waren, sobald sie älter wurden, dieser von den beiden jungen Frauen so arg verzärtelte junge Weltbürger aber gewann in seinen Augen eine ganz besondere Wichtigkeit, und wenn derselbe schlecht geschlafen hatte, was André gleich bei seinem Eintreten aus Herminens bestürzten Augen las, wünschte er von ganzem Herzen, der kleine Bursche möge in der nächsten Nacht besser schlafen, gerade als ob der Schlummer des Herrn Langlois junior

ein unentbehrlicher Faktor zur Aufrechterhaltung des europäischen Gleichgewichtes wäre.

Zuweilen war er über sich selbst aufgebracht, wenn er sich auf derlei Nichtigkeiten ertappte, am nächsten Tage aber fand er sich abermals bei Langlois ein, unabänderlich von dem Hauche der Liebe und des Friedens angezogen, der von dieser glücklichen Behausung ausströmte, und der kräftig und durchdringend genug war, um seine schmerzlichen und trübseligen Gedanken zum Schweigen zu bringen.

So verstrichen die Tage, als Brun eines Morgens geheimnisvoll an der Thür des jungen Ingenieurs klingelte, der gerade eifrig an einem komplizirten Grundrisse arbeitete.

„Gefunden!“ murmelte er, indem er wie ein Verräter aus einem Melodrama auf den Fußspitzen zu dem Schreibtische schlich.

„Was?“ fragte André, seinen Bleistift niederlegend.

„Den Vorwand zur Reise, zur Flucht! In einer halben Stunde reise ich ab!“

„Ah!“ stieß der junge Mann erschauernd hervor. Sein Herz krampfte sich zusammen, als wolle es bersten.

„Ja; die städtische Verwaltung schickt mich nach Paris, um dort Nachforschungen anzustellen über das Eigentumsrecht der Stadt bezüglich eines Grundstückes, welches vor der Revolution den Geistlichen

gehört hat und das durch Verträge und andere Verwickelungen. . . ."

„Erbarmen!" sagte André und streckte die Hände bittend empor.

„Der Satz ist lang, nicht wahr? Und eben deshalb ist er unbezahlbar, denn niemals wird ihn Frau Brun wiederholen können."

„Schickt man Dich wirklich fort?" fragte der Ingenieur naiv.

Brun zuckte die Achseln.

„Ich ließ mich schicken," versetzte er; „oder besser gesagt, ich schicke mich selbst, da die Verfügung allein von mir ausgeht. Was hingegen das Grundstück selbst betrifft, so begreifst Du, daß ich . . ."

„Um des Himmels willen," sagte Just ungeduldig; „vergeude doch nicht die Zeit durch nutzlose Worte. Du wirst Rose besuchen?"

„Ja."

„Wann kommst Du zurück?"

„Das kann ich nicht bestimmt sagen, denn zu meinen Nachforschungen benötige ich doch mindestens achtundvierzig Stunden."

„Nun, dann schreibe mir."

„Teufel!" erwiderte Brun; „Briefe gehen verloren . . ."

„So telegraphire mir!" begehrte André erbittert.

„Unter vermäntelten Worten . . . das ließe sich eher hören! Wirst Du mich aber verstehen?“

„Sei unbesorgt!“ sagte der Ingenieur, ohne ein Lachen unterdrücken zu können. „Und nun gehe! Du wirst noch den Zug versäumen.“

„O nein! Doch höre, André, gehe nachher zu meiner Frau, als wolltest Du mit mir sprechen. Du weißt natürlich nichts.“

„Gut.“

Damit schieden sie von einander. Just hatte seinem Freunde zahllose Vorschriften einzuschärfen, doch war dieser durch den Gedanken an seine bevorstehende Flucht in eine solche Aufregung versetzt, daß alle Ermahnungen und Bitten vergeblich waren, — er verstand kein Wort von alledem, was ihm gesagt wurde.

Bedrückten Herzens blieb André allein; so wenig Vertrauen ihm sein Bote auch einflößte so stand doch zu erwarten, daß er der gegenwärtigen unerträglichen Situation ein Ende machen werde.

„Auf diese oder jene Weise muß die Sache ein Ende nehmen,“ sagte sich der junge Mann; „denn auf diese Art kann es nicht mehr weiter gehen.“

Er hielt sich nicht weiter bei diesen aufregenden Gedanken auf, sondern nahm die unterbrochene Arbeit wieder auf, die allein den gequälten Geist zu trösten und zu beruhigen vermag.

XVI.

„Guten Tag meine Gnädige, wo ist Marcel?“ fragte der Ingenieur, als er in den Speisesaal trat, in welchem sich gewöhnlich Frau Brun, am Fenster vor einem großen Korbe sitzend, aufhielt, der, mit zerrissenen Strümpfen gefüllt, die unentbehrliche Arbeit für ihre unablässig beschäftigten Finger lieferte.

Heute befand sich Frau Brun indessen nicht auf ihrem Platze, während der große Korb auf der Erde lag und sein Inhalt nach allen Richtungen hin zerstreut war. Vor einem Tische stehend, dnrchsuchte sie mit fieberhafter Hast die Taschen eines ihrem Gatten gehörenden Rockes, deren Inhalt sie ohne jede Achtsamkeit vor sich auf den Tisch warf. Nur die Papiere zogen ihre Aufmerksamkeit auf sich; sie erfaßte dieselben mit zitternden Händen, als wollte sie sie in tausend Stücke zerfetzen und

schleuderte sie wieder voll unbeschreiblicher Verachtung zurück. Als Just eintrat, hob sie den Kopf empor und blickte ihn fest an.

„Marcel? Ihr Freund? Der ist in Paris!“ stieß sie mit entrüsteter Miene hervor. „Ja, in Paris! Dies wundert Sie? Er rennt einer Dirne nach!“

„Gnädige Frau!“ fuhr André tief verletzt empor, noch ohne zu wissen, ob Frau Brun die Bedeutung ihrer Worte zu ermessen vermochte.

„Ja, einer Dirne rennt er nach! Und Verse macht er auch auf sie! Da sehen Sie! Verse! Daß sich Gott erbarme! Macht er etwa auch Verse auf mich? Wozu denn auf seine Frau Verse machen? Aber auf eine Komödiantin, eine Kokette ...“

„Gnädige Frau!“ wiederholte André gereizten Tones, ohne daß die jähzornige Frau darauf geachtet hätte.

„Ja, Verse macht er! Da sehen Sie, nehmen Sie, lesen Sie! Und dazu bildet er sich ein, damit, weiß Gott, was zu sagen. Die Worte setzt er einfach neben einander und das ist alles! Du lieber Gott, wenn ich ihn nur da vor mir hätte!“

„Er wird mir aber nicht entgehen! Ich werde ihn schon finden und dann muß er mir sagen ...“

Just hörte gar nicht mehr auf Frau Brun; überrascht las er die mit den Worten anhebenden Verse;

„Durch ein neidisches Schicksal nun getrennt ...“

„Wo haben Sie das gefunden?“ fragte er endlich, nachdem er zu Ende gelesen.

„In seiner Tasche, mein Herr! In seiner eigenen Tasche; und sogar mit dem Datum sind sie versehen! Da sehen Sie, das Datum der letzten Woche! Ein neidisches Schicksal trennt sie von einander! Das Schicksal, welches sie von einander trennt, ist aber noch lange nicht so neidisch als ich, und ich werde sie abermals von einander trennen . . .“

„Wieso wissen Sie aber,“ fragte André mit zunehmender Verblüffung, „daß die Verse an . . .“

„Rose Rozier gerichtet sind? Lesen Sie doch, was auf dem Umschlage steht . . . an Rose Rozier . . . und dabei gab sie sich für todt aus! Welche Schamlosigkeit!“

Just verharrte schweigend. Wenn Marcel auf Rose Gedichte machte, so begab er sich auch auf eigene Rechnung nach Paris und wird in diesem Falle einen höchst eigentümlichen Liebesboten für André abgeben! Doch schon im nächsten Augenblick erinnerte sich der junge Ingenieur der platonischen und poetischen Liebe, die Brun niemals vor ihm geheim gehalten hatte und der bereits in ihm aufsteigende Zorn wich einer nur mühsam unterdrückten Lachlust.

„Sich für todt auszugeben!“ fuhr Frau Brun fort, die, nachdem sie sämtliche Taschen durchforscht hatte, die Hände jetzt auf dem Kleidungsstücke des unge-

treuen Gatten ruhen ließ. „Nur eine Komödiantin ist eines solchen Einfalls fähig! Wahre Christen würden sich scheuen, sich für todt auszugeben, diese Leute aber fürchten weder Gott noch Teufel!“

„Sie scheinen gar nicht dem neunzehnten Jahrhundert anzugehören, meine Gnädige,“ ließ sich jetzt André vernehmen. „Seit hundert Jahren sagt man derlei Dinge nicht mehr!“

„Was kümmert das mich?“ versetzte die aufgebrachte Gattin stolz; „ist es erlaubt, sich für todt auszugeben, wenn man es nicht ist? Es müßten Gesetze vorhanden sein, die derlei untersagen und wenn die Regierung ihrer Pflicht nachkäme . . .“

Sie sank auf einen Stuhl und begann zu weinen.

André wußte nicht, was er sagen sollte; einen Augenblick dachte er daran, sich für den Verfasser der unglückseligen Verse auszugeben, doch die Furcht vor der wohlbekannten Redseligkeit seiner verehrten Freundin hielt ihn ab hiervon. Ganz Chartres würde erfahren, was er geheim, für alle Zeiten geheim halten wollte, wenn Marcel mit einer ungünstigen Antwort zurückkehrte . . . . Und so schwieg er.

Die Niedergeschlagenheit der Frau Brun währte indessen nicht lange; — sie blickte den jungen Ingenieur an und fragte plötzlich:

„Sie wußten es!“

„Was wußte ich, werte Frau?“

„Daß Rose Rozier nicht todt sei.“

„Ich bekenne es!“ sagte er mit der zerknirschten Miene eines Verbrechers.

„Und Sie begünstigten die strafbare Liebe meines Gatten . . .“

„Ich schwöre Ihnen, daß ich keinerlei Kenntnis von derselben hatte.“

Frau Brun ließ den Kopf mit verzweifelter Miene sinken; dann sagte sie:

„Oh, wir wissen ja, daß die Männer unter einander einverstanden sind, die Frauen zu täuschen, und ich bin einfältig genug, Sie zu bitten, mir die Wahrheit zu sagen! Indessen werde ich nach Paris gehen und dort gar bald Alles wissen, was ich wissen will . . . Wo wohnt diese Person?“

„Das weiß ich nicht!“ entgegnete André mit größter Unbefangenheit.

„Und wo ist Marcel abgestiegen?“

„Wie soll ich das wissen, nachdem mir selbst seine Abreise unbekannt blieb?“ fragte der Ingenieur mit unschuldiger Miene zurück.

„Hah!“ machte Frau Brun ingrimmig; „ich soll also nichts erfahren? Ich kann doch aber nicht in Paris in jedes Haus gehen und fragen, ob man Marcel nicht gesehen habe . . .“

„Das Vernünftigste wird in der That sein,“ rief André furchtsam, „seine Rückkehr abzuwarten.“

Frau Brun schien ihn mit ihrem Blick durchbohren zu wollen.

„Das werde ich auch thun, mein Herr,“ versetzte sie würdevoll. „Doch seien Sie unbesorgt; es wird ihm deshalb nichts geschenkt bleiben.“

Davon brauchte André nicht überzeugt zu werden. Er stieß einen Seufzer aus bei dem Gedanken, daß, wenn ihm Marcel die Nachricht von einer Niederlage bringen sollte, sie beide Mühe haben würden, sich vor der Rache der Frau Brun zu schützen. Doch was wollte dies seinen eigenen Verlegenheiten gegenüber bedeuten? Indessen empfand er Mitleid für die arme Frau, deren Kummer aufrichtig war, und er bemühte sich, sie davon zu überzeugen, daß sie sich grundlos beunruhige. Und wenn es ihm auch nicht gelang, sie zu überzeugen, so besänftigte er sie wenigstens.

Schwerer hielt es bereits, sie davon zurückzuhalten, ihren Kummer Frau Langlois anzuvertrauen; — sie kannte eben kein anderes Mittel, um ihr bedrücktes Herz zu erleichtern. Dank seiner überzeugenden Beredsamkeit erhielt er indessen das Versprechen absoluten Schweigens während der nächsten vierundzwanzig Stunden, was bei dem Charakter des Opfers bereits einen bedeutenden Fortschritt auf dem Wege der Nachgiebigkeit bezeichnete.

XVII.

Zweimal schon hatte Marcel bei Rose Rozier vorgesprochen, ohne sie anzutreffen, und jedesmal hatte ihm der Louvre als Zufluchtsort gedient; indessen begann er es bereits überdrüssig zu werden, die in der Apollo-Gallerie aufgespeicherten Schätze zu bewundern, als ihm bei seinem dritten Besuche endlich die Mitteilung wurde, „daß Madame zu Hause sei."

Die Treppe hinaufsteigend, nahm er vier Stufen auf einmal, verlor sich aber in den zahllosen Gängen des Hotels, beschrieb wenigstens einen Kilometer der überflüssigsten Umwege, wobei ihn die forschenden Augen der in allen Winkeln beisammenstehenden und mit leiser Stimme plaudernden Aufwärtermädchen neugierig musterten, und nachdem er noch einige Stockwerke hinauf- und umhergeirrt war, befand er sich endlich vor einer Tür, die vollständig

allen anderen glich und deren Anblick trotzdem sein Herz hoch aufpochen machte.

Er klopfte mit unsicherer Hand an, denn das Heimliche seines Vorgehens lastete schwer auf ihm, und voll Gewissensbisse dachte er an Frau Brun. Was hätte er aber erst gesagt, wenn er von den in seiner Rocktasche vergessenen Versen Kenntnis gehabt hätte?

Florence öffnete die Thür; sie war noch dieselbe Florence, die sie gewesen, nur schien sie etwas steifer zu sein, da der Aufenthalt in einem großen Hotel mehr Haltung und Genauigkeit erfordert, als in einer gemieteten Privatwohnung. Als sie Marcel erblickte, that sie schier einen Luftsprung.

„Ja, ich bin's!" sprach der Besucher mit einem verlegenen Lächeln. „Kann man bei Ihrer Gebieterin eintreten?"

„Sie sind's, Brun?" fragte Rose, den hübschen Kopf zu einer zweiten Tür heraussteckend. „Welcher gute Wind weht Sie hierher?"

Da sah er sie nun vor sich, schmuck und zierlich, mit einem Anhauch von roter Schminke auf den Lippen und von Reispuder auf Stirn, Wangen und Händen, die Haare über der Stirn kurz abgeschnitten und in kleinen Löckchen gekräuselt . . . Dies war die leibhaftige Rose Rozier, doch nicht die Halbgenesene aus Chartres.

„Mein guter Marcel!" sagte Rose, ihm beide

Hände entgegenstreckend; „wie freut es mich, Sie zu sehen! Wie geht es den Freunden in Chartres?“

„Alle sind wohlauf,“ versetzte er, ihr erst die eine, dann die andere Hand küssend.

Florence schloß die Tür und zog sich zurück, während er Rose gegenüber Platz nahm, die sich in einem niedrigen Fauteuil niedergelassen hatte und mit der flachen Hand ihr kostbares Seidenkleid glättete.

Sie blickten sich lächelnd an, doch schien Brun diesem ruhigen Lächeln gegenüber ratlos zu sein, da dasselbe von einer Gelassenheit zeigte, die er selbst durchaus nicht empfand.

„Was machen unsere Freunde?“ begann Rose leichten Tones.

Brun benutzte diese Frage sofort, um sich nach besten Kräften zu verwickeln.

„Langlois geht es gut,“ sagte er; „er wird dick; seine Frau ist schöner denn je, und der kleine Junge wird . . .“

„Und Herr André?“ fiel ihm die Schauspielerin ins Wort, indem sie eine ungeduldige Bewegung unterdrückte.

„André? Dem geht es am wenigsten gut,“ versetzte Marcel und blickte schlau zu Boden. Doch war seine Mühe und Schlauheit vergebens, denn Rose war entschlossen, nur das zu verstehen, was sie eben verstehen wollte.

„Wie Sie sehen,“ sagte sie, „führe ich hier ein unstätes Leben; es ist hier nicht so hübsch, wie in Chartres, doch kann man ja nicht immer in Chartres bleiben, nicht wahr?“

„Ich bleibe dessenungeachtet dort,“ murmelte Brun.

„O, das ist nicht dasselbe,“ fuhr sie lachend fort; „ich muß in das Leben zurückkehren, muß wieder zu arbeiten anfangen. Ich habe keine Renten, mein lieber Herr Brun; zwar hatte ich einiges Geld auf die Seite gelegt, verausgabte aber beinahe Alles während meiner Krankheit, so daß es bereits die höchste Zeit für mich ist, wieder auf der Bühne zu erscheinen.“

„Sie wollen wieder spielen?“ fragte Marce, wider Willen bezaubert von dem Gedanken, sein Idol von einem neuen Glanze umstrahlt zu sehen.

„Ja.“

„In welchem Theater?“

„Ich habe mich noch nicht entschieden; Anträge wurden mir schon von mehreren Seiten gestellt. Heute Morgens wurde meine Genesung in sehr schmeichelhaften Worten seitens eines bedeutenden Tageblattes erwähnt.“

Damit deutete sie auf ein auf dem Tische liegendes Zeitungsblatt und fuhr dann fort: „In jedem Falle stellt man mir vorteilhafte Bedingungen, und da ich stets davon geträumt habe, in Paris zu spielen, so will ich jetzt die Gelegenheit ergreifen,

um meine Marotte — wenn Sie es so nennen wollen — zu befriedigen.“

„Ich gratulire,“ murmelte Brun; — er war völlig bestürzt und wußte nichts zu sagen.

„Sie machen sich keinen Begriff davon,“ nahm Rose die Unterhaltung von Neuem auf, „welcher Aufnahme ich überall teilhaftig werde. Man empfängt mich geradezu wie eine Prinzessin! Die kleinen Kolleginnen waren natürlich nicht gar zu entzückt, da ich mich aber liebenswürdig zeigte, wird wohl Alles in Ordnung gehen.“

Man klopfte. Florence öffnete, und ein äußerst elegant gekleideter Herr trat mit zufriedener Miene ein.

„Ah, Sie sind's! Guten Tag, mein Freund!“ begrüßte ihn Rose, indem sie ihm die Hand reichte, die er kräftig schüttelte. „Was giebt's Neues?“

„Morgen einen großen Artikel im ***Blatt“, versetzte der Ankömmling und setzte sich auf einen Stuhl. „Sie werden sicherlich befriedigt sein.“

„Ich werde es zum Mindesten versuchen!“ gab Rose mit einem stolzen Lächeln zur Antwort. „Herr Marcel Brun, ein Freund aus der Zeit meiner Prüfungen — — Herr Max vom ***Blatt.“

Die beiden Männer verneigten sich und gleich auf den ersten Blick fühlte sich Brun ungefähr in derselben Lage, in welcher sich ein Schmetterling

befindet, den man mittelst einer Stecknadel auf ein Korkstück spießt.

„Der kleine Dingsda hat ein Gedicht auf Sie gemacht,“ berichtete der Journalist, „das morgen Abend im „Programm“ erscheinen wird. Man wartet blos auf die bestimmte Nachricht Ihres Wiederauftretens.“

„Ein Gedicht!“ lächelte Rose. „Ich liebe die Gedichte. Sie gleichen süßem Zuckerwerk, das wohl nicht nährt, aber doch angenehm schmeckt.“

Brun griff in die Tasche und suchte nach dem bewußten Päckchen — es war nicht da. Er schrak tödtlich erbleichend zusammen, da er sich erinnerte, daß er vor seiner Abreise seine Kleider gewechselt habe.

„Wenn meine Frau nur nicht auf den Gedanken gerät, meine Kleider auszuputzen!“ dachte er schreckensvoll bei sich.

Leider war diese Möglichkeit durchaus nicht ausgeschlossen. Doch gehet hin und haltet einen vom Himmel herunterfallenden Stein auf. Wenn Frau Brun die Sache entdeckte, war ihr der Gatte künftighin auf Gnade und Ungnade ausgeliefert.

Während er über die Wahrscheinlichkeit einer derart unglückseligen Entdeckung nachgrübelte, plauderte Rose mit dem Journalisten. Sie sprachen über hundert unbekannte Dinge, in einer Sprache, die Brun nicht verstand. Er kannte doch seine Mutter=

sprache und hatte auch die besten Autoren gelesen. Die guten Autoren, die eben jedermann versteht, sind aber nicht diejenigen, deren Idiom zwischen La Madeleine und dem Chateau d'Eau gebräuchlich ist und Marcel, der wie im Traume zuhörte, fragte sich, auf welche Weise denn die französische Sprache von Chartres bis zum Hotel du Louvre solch eigentümliche und unschöne Umwandlungen erleiden konnte? In seiner Jugend hatte man die guten Autoren gleichfalls vernachlässigt, doch geschah das hier in einer gänzlich verschiedenen Weise.

Nach Verlauf von zehn Minuten war Brun so gründlich vergessen, daß Rose sogar in einen heftigen Streit mit dem Journalisten geraten war. Aus welchem Anlasse? Unser Freund zu mindest hätte es nicht zu sagen vermocht. Für ihn waren es chinesische Laute, die er hier vernahm, doch sagten sich die Beiden mit süß-saurer Miene beißende Dinge, und der Ausdruck ihrer Gesichtszüge besagte deutlich, daß die Dinge, die sie sich gegenseitig zum Anhören gaben, noch nicht das Unangenehmste waren. Unter dieser spöttischen Sprache mußten sich noch ganz andere verletzende Zweideutigkeiten verbergen .. Plötzlich brach Rose in Lachen aus.

„Im Grunde genommen,“ sagte sie, „kümmere ich mich ja nicht darum. Ich bin frei wie der Vogel in der Luft, hänge von Niemandem ab, tue was

ich will und sehe wen ich will. Erzählen Sie mir doch einiges von unserem Freunde André, Marcel."

„Auf Wiedersehen," sagte Max und stand auf. „Werden wir Sie heute Abend im Gymnase sehen?"

„Vielleicht in der Porte-Saint-Martin," versetzte sie, „ich bin noch nicht schlüssig geworden."

„Trachten Sie darnach, einen endgiltigen Entschluß zu fassen," fuhr er gezwungenen Tones fort, „Wir müssen doch wissen, was wir drucken sollen.

„Das ist gar nicht so gewiß!" sagte Rose laut lachend. „Werfen Sie doch Kopf oder Adler, das wird mich vielleicht rascher zu einem Entschlusse bringen."

Herr Max verneigte sich sehr kurz vor Marcel und schritt hocherhobenen Hauptes mit der Haltung eines über jegliche Künstlerlaune erhabenen Mannes hinaus.

Rose blickte ihm nachdenklich nach und wandte sich sodann mit einer halb mutwilligen, halb gleichgiltigen Bewegung zu Marcel.

„Sprechen Sie mir von André," sagte sie, was macht er, seitdem ich abgereist bin? Er wird wohl nicht wissen, was er mit seinen Abenden anfangen soll."

„Dies dürfte ihm wohl am wenigsten Verlegenheiten bereiten."

„Wie das?"

„Er hat eine vorzügliche Verwendung für seine Abendstunden gefunden," fuhr Marcel spottend fort.

„Seit der Geburt des jungen Langlois hat Frau Klara ihre Schwester Hermine bei sich, eine sehr hübsche Dame von ungefähr siebzehn Jahren. Die beiden Schwestern plaudern, flicken, lesen, zuweilen wird auch ein wenig Musik gemacht, so daß der Aufenthalt in dem Hause meines Freundes sich recht angenehm gestaltet.“

„Und André besucht es?“ fragte Rose, die feinen schwarzen Augenbrauen runzelnd.

„Jeden Abend.“

„Was sagt Langlois dazu?“ fragte die Schauspielerin nach einer Pause wieder.

„Nichts. Was sollte er auch dazu sagen? Ist denn André nicht sein Freund?“

„Er wäre also einverstanden, ihn zu seinem Schwager zu erhalten? Denn dies wollen Sie doch gesagt haben?“

„Beileibe nicht!“ versetzte der ehrliche Marcel, da es ihn bereits reuete, den Scherz so weit getrieben zu haben. „Ich hatte Unrecht mit diesen Dingen zu scherzen, Fräulein Rose, und ich bitte Sie, meine Worte als nicht gesprochen zu betrachten!“

Sie machte eine Bewegung mit der Hand, wie um anzudeuten, daß die Sache keinerlei Bedeutung für sie habe, dann fragte sie:

„Hat Just mit Ihnen über mich gesprochen?“

„Gewiß.“

„Oft?“

„Oft genug.“

„Sie wissen doch, daß er mich liebt?“ fuhr Rose fort, ohne daß sich ihre feinen Brauen geglättet hätten.

„Ich vermutete es.“

„So hat er es Ihnen niemals gesagt?“

„In direkten Worten nicht; trotzdem war es leicht zu erraten.“

Rose klopfte mit kleinen, gleichmäßigen Schlägen gegen ihr Kleid uud bei jeder Berührung rauschte das seidene Gewebe. Brun schwieg.

„Fräulein Hermine ist hübsch, glaube ich?“ nahm die Schauspielerin das Gespräch wieder auf.

„Ja, sie ist sehr hübsch; sie gleicht ihrer Schwester. Ein Madonnengesichtchen. Eine wahre Perle.“

„Eine zweite Frau Langlois, mit einem Wort?“

„Ja, das ist der richtige Ausdruck.“

„Sie können sich rühmen, viele schöne Frauen in Chartres zu haben.“

Marcel nickte zustimmend. Er hatte die Empfindung, als wäre er überlistet worden, ohne daß er gewußt hätte, weshalb und wieso. Rose blickte so finster drein, wie er es noch niemals bei ihr gesehen und hätte er sie schon früher so gekannt, wie er sie jetzt vor sich sah, hätte er sie ganz gewiß nicht so innig verehrt.

Ein heftiger Drang erfaßte ihn, fortzugehen,

nach Chartres, in sein trautes Heim, zu Frau Brun zurückzukehren, die er vielleicht in hellem Zorn antreffen würde, doch deren rein äußerliche Wutausbrüche ihm bedeutend weniger schrecklich dünkten, als das Stillschweigen und das grausame Lächeln dieses schönen Wesens da vor ihm, welches er unüberlegterweise einer Göttin gleichgestellt hatte.

„Sie ist wahrscheinlich blond wie ihre Schwester?“ fragte sie immer noch mit demselben Lächeln.

„Ja“.

Abermals wurde an die Thür geklopft. Florence öffnete und man hörte sie mit Jemandem unterhandeln. Rose wartete erhobenen Hauptes; — endlich trat Florence mit einer Karte ein, auf welche mit Bleistift nur einige Worte geschrieben waren.

Die Schauspielerin griff danach, las und zerriß das Blättchen voll Zorn.

„Ich will nicht,“ sprach sie so laut, daß man sie auch im Vorzimmer vernehmen konnte. „Sage dem Herrn, daß ich frei, frei bin, hörst Du? Ich bin von Niemandem abhängig und werde tun, was ich für gut finden werde.“

Florence ging hinaus. Die Thür schloß sich hinter ihr, doch trat sie einen Augenblick später mit einer zweiten Karte herein, auf die folgende Worte gekritzelt waren:

„Dann werden Sie gut daran tun, nicht wieder zum Theater zurückzukehren.“

„So sind sie alle!“ murmelte sie, das dünne Kärtchen zerknitternd. „Er hat vielleicht Recht — —“

Marcel stand auf.

„Sie gehen?“ fragte sie mit einem gewissen Bedauern. „Sonderbar, es that mir wohl, Sie da zu sehen. Sie erinnerten mich an die Zeit, da ich meine eigene Herrin war und frei über mich und meine Lebensweise verfügte . . . Ich war unabhängig . . . Man sollte niemals das Joch abschütteln, denn wenn man es wieder auf sich nehmen soll, fällt es einem sehr schwer!“

Ein Hauch von Melancholie legte sich über ihr Gesicht, dessen Züge einen weichen Ausdruck annahmen.

„Was soll ich Just André sagen?“ fragte Brun.

Sie zögerte; — Florence erschien abermals und übergab Rose einen Brief, den sie in einem Atem überflog.

„Auch das noch! Anonyme Beleidigungen und Drohungen. Und Niemand da, um mich zu vertheidigen! — — Ich muß meine Kämpfe also selbst ausfechten . . .“

„Was soll ich Just André sagen?“ wiederholte Marcel sanft, beinahe unterwürfig, da er fühlte, daß er sich im Angesichte eines aufrichtigen Schmerzes befinde.

„Sagen Sie ihm, daß ich ihm alles Glück auf

Erden wünsche," versetzte sie mit vor Erregung bebender Stimme.

„Und Langlois?"

Rose preßte die Lippen zusammen; wie einen Blitz sah sie im Geiste eine Vision vorüberziehen: Langlois führte seine Schwägerin zum Altar, um sie dort mit Just André zu vereinigen. Der Gedanke an ein glückliches, friedliches Leben, an süße Familienfreuden zwischen diesen drei Menschen, — Freuden, von denen sie für alle Zeiten ausgeschlossen sein sollte; sie selbst dazu verdammt, gleich einer Paria in einer Sphäre zu leben, die von weitem durch ihren hohlen Glanz täuschte, in der Nähe aber blos Schmerzen und Demütigungen in sich schloß; — all dies glitt traumhaft an ihr vorüber. Auch sie wollte geehrt, geachtet sein, vor den Altar hintreten und im Leben den Rang der Ehegattin einnehmen, der jeden anderen weit überstrahlt; erhobenen Hauptes wollte sie einherschreiten.

„Langlois? Bestellen Sie ihm meine Grüße. . . . Und was André betrifft . . . Sie haben wohl die Güte, ins Telegraphenamt hinunterzugehen und diese Depesche aufzugeben."

Und ohne sich zu setzen, schrieb sie über den Tisch geneigt mit einem kleinen, goldenen Bleistift, der an ihrer Uhrkette hing, auf ein Stück Papier die Worte:

„Kommen Sie!"

Sie unterschrieb ihren wahren Namen Madeleine Sorel und händigte das Papier dem verdutzten Marcel ein, den sie sanft zur Tür hinausdrängte.

Er tat, was ihm geheißen worden, und als die Depesche hinter dem Schalterfenster verschwunden war, fragte er sich betäubt, was er jetzt tun solle.

Vor allem wollte er essen gehen, denn er hatte Hunger. Er speiste ohne jede Lust und verließ dann unschlüssig, unzufrieden das Hotel.

Er zog seine Uhr hervor . . . gerade fuhr ein Wagen im Schritt durch die Rivolistraße. Der Kutscher machte eine Bewegung, als wolle er sein Pferd anhalten; es war just noch Zeit, den letzten Zug nach Chartres zu benutzen.

„Nach dem Bahnhofe Montparnasse!“ befahl er, in den Wagen springend, und wie erleichtert durch den großen Entschluß. „Wenn ich den Zug nur nicht versäume!“

Ohne Zweifel war ihm der Gott der reuigen Gatten günstig, denn das Pferd war jung und der Kutscher vernünftig. Er langte noch zur rechten Zeit an, mußte sogar zehn Minuten auf den Zug warten, während welcher Zeit all seine Befürchtungen von Neuem erwachten.

XVIII.

Es war neun Uhr Abends, als André das Telegramm erhielt. Er war gerade im Begriff, wie gewöhnlich zu Langlois zu gehen; zwanzig Minuten später aber rannte er bereits mit einer kleinen Reisetasche in der Hand dem Bahnhofe zu. Zwar reiste er darum keine Minute früher ab, doch empfand er das Bedürfniß nach heftiger Bewegung.

Am Bahnhofe angekommen, setzte er sich auf eine Bank nieder und versuchte sich zu sammeln, über seine Empfindungen klar zu werden, ohne daß ihm dies gelungen wäre. Es kam ihm vor, als wäre er von einem mächtigen Wirbel erfaßt worden, der ihn dem Unbekannten entgegentrieb.

Der Zug fuhr in den Bahnhof ein; André stieg in ein Coupé, in welchem außer ihm Niemand mehr saß, seine Verwirrung blieb trotzdem dieselbe, er vermochte sich nicht aufzuraffen. Endlich langte er in Paris an und sprang in einen Wagen, der ihn wie

unwillig durch die traurigen und stillen Straßen des linken Ufers führte. Es regnete; das Pflaster schien schwarz zu sein; die durch das elende Wetter und schwere Tagewerk ermüdeten Pferde trotteten mit gesenkten Köpfen dahin. Die Kaufleute schlossen ihre Läden und klapperten dabei mit Schlüsseln und Quereisen, — alles hatte einen so traurigen Anstrich, sogar der regnerische Abend selbst, der bereits den nahenden Herbst anzukündigen schien.

André erinnerte sich an den kleinen Garten zu Chartres; an die Lilienbeete, die sich unter den Fenstern der Schauspielerin ausdehnten, an den Regen blühender, duftender Kirschbaumzweige, deren Geruch der Wind in den niedlichen, gastfreundlichen Salon wehte. All' dies lag so weit hinter ihm, so weit wie der Traum seiner Liebe selbst; er fragte sich, während er die Trägheit der ihn mühsam dahinschleppenden armen, erschöpften Pferde verfluchte, weshalb er Rose liebe, weshalb sein Blut bei dem Gedanken an diese eigenartige Frau heftiger durch seine Adern zu rollen beginne, weshalb sich sein Herz krampfhaft zusammenziehe ... Er fragte sich, was er ihr sagen werde, welch' neue Laune sie geheißen, wieder störend in sein Leben einzugreifen ...

Und plötzlich erinnerte er sich, daß Hermine, in dem sanft erhellten Salon neben Frau Langlois sitzend, sich heute Abend gefragt haben müsse, wes-

halb er nicht wie gewöhnlich heute auch gekommen sei. — — —

Endlich hielt der Wagen vor dem Hotel du Louvre — André ließ sich ein Zimmer anweisen und stieg gemessenen Schrittes die Treppe empor. Wie groß seine Erregung innerlich auch sein mochte, so wollte er dennoch mit ruhiger Miene vor Rose erscheinen.

Die Stunde war bereits sehr vorgerückt, fast befürchtete er, nicht empfangen zu werden. Trotzdem suchte er sofort, nachdem er von seinem Zimmer Besitz genommen, jenes der Künstlerin auf und fand es ohne Mühe.

Florence öffnete ihm und er trat in den kleinen Salon. Rose stand im Straßenkleid aufrecht am Kamin und blickte starr vor sich hin.

Als sie ihn erblickte, wich sie unmerklich zurück; — das zukünftige Schicksal ihres Lebens stand vor ihr mit erhobener Stirne, festem Blicke. Doch sie hatte bereits ihren Entschluß gefaßt.

„Sie haben mich gerufen," sagte Just, ohne sich ihr zu nähern, „und ich bin gekommen."

„Sie lieben mich noch immer?" fragte sie, während eine tiefe Blässe ihr Gesicht überzog.

„Ja!" versetzte er fest und ernst.

„Wenn Sie es für gut finden, werde ich Ihre Gattin sein," sagte sie mit erlöschender Stimme.

Er schloß sie fest in seine Arme, daß es sie schmerzte, doch gab sie keinen Laut von sich.

„Teures Kind,“ sagte er, „wie lang und wie sehr liebe ich Dich!“

Er neigte sich über sie, die willenlos alles mit sich geschehen ließ und küßte sie langsam, innig auf das Haar, auf die Stirne.

„Wann Sie wollen,“ sagte sie, sich sanft losmachend.

„Also in zwölf Tagen in Chartres. Ah, Madeleine, sag', ist's wahr, daß Du mich liebst?“

Sie blickte ihn an; — er war so schön mit seinen flammenden Augen und den vor Erregung tiefbleichen Wangen.

„Ja,“ sagte sie und erwiderte seinen Kuß.

XIX.

Rose hatte von Neuem das kleine Haus in der Unterstadt bezogen, kaum achtundvierzig Stunden waren erst verflossen, seitdem sie André's Werbung angenommen und schon war jedes Anzeichen ihrer Reise nach Paris verschwunden. Florence, die ganz glückselig und wie verjüngt schien, trippelte aus der Küche in den Salon und wieder zurück, hier an einer Teppichecke zupfend, dort einen Stuhl umwerfend und jeden Augenblick stehen bleibend, um ihre Gebieterin mit entzückten Blicken zu mustern.

Rose war ernst und sanft. Eine Empfindung der Jugend und Freude, wie sie sie niemals gekannt, erfüllte und berauschte sie. Zu wiederholten Malen begab sie sich in die Kirche, um den Altar zu betrachten, an welchem sie getraut werden sollte. Sie hatte Mühe, an diese nahe Zukunft zu glauben und fragte sich zuweilen, ob sie nicht blos träume.

In keinem Falle war es ein böser Traum. André kam täglich gegen fünf Uhr Nachmittags zu ihr und blieb eine Stunde. Sie saßen da Seite an Seite, in eine Ecke des Sopha geschmiegt, hielten sich an den Händen gefaßt und sannen über den Roman ihres Glückes nach, der für die Beiden nicht der gleiche war.

Rose hatte mit Paris gebrochen. Um ihre Spur gründlicher zu verwischen, hatte sie ihre Adresse nicht angegeben; — André hatte es so verlangt und sie hatte nachgegeben. Es war ja tatsächlich besser, daß kein Ton ihres geräuschvollen Lebens die Stille ihrer zeitweiligen Zurückgezogenheit unterbrechen konnte.

Zwar rechnete sie darauf, mit dem Glanze ihres erheirateten Namens wieder vor der Welt zu erscheinen und den Zeitungen Anlaß zu geben, über sie und ihren romantischen Entschluß zu schreiben . . . für den Augenblick aber wünschte André Ruhe und Abgeschiedenheit um sie her . . . und sie fügte sich seinem Wunsche.

Trotzdem versetzte das unter dem Namen Madeleine Sorel erfolgte Aufgebot ganz Chartres in Aufregung. Die widerspruchvollsten Gerüchte durchschwirrten die Stadt. Die jungen Männer umschlichen die Fenster der Braut, ohne sie zu erblicken, und die mutigsten unter ihnen stellten sich sogar auf die Lauer, um sie sehen zu können, wenn sie sich in

ihrem Garten ergehen würde. Vergebliche Mühe! Fräulein Sorel sollte sich, ob schön, ob häßlich, erst an dem Hochzeitstage den neugierigen Augen der Bewohner von Chartres offenbaren.

Brun hatte sich vollkommen mit seiner Frau ausgesöhnt. Dank seiner großartigen Erfindungsgabe war es ihm gelungen, der getreuen Gattin die Ueberzeugung beizubringen, daß die verhängnißvollen Verse von Just André herrührten und er, Brun, sie letzthin blos aus lieber Lust abgeschrieben habe. In seiner Zerstreutheit habe er hierzu das Papier benützt, welches vor ihm auf dem Tische lag, während André nur aus Furcht, sich lächerlich zu machen, geschwiegen habe.

Das Märchen war von einer geradezu verblüffenden Unwahrscheinlichkeit, und wenn es Frau Brun in ihrem Journal gelesen hätte, würde sie sicherlich die Leute ausgelacht haben, die sich derlei aufbinden lassen, Marcel aber brachte die Sache mit dem Ausdruck solcher Aufrichtigkeit vor, daß Frau Brun in Berücksichtigung des klarsten Beweises seiner Unschuld, das heißt seiner raschen Heimkehr, sich zufrieden gab. Im Grunde genommen, brauchte ja kein Gewicht darauf gelegt zu werden, was vorüber war, sondern darauf, daß Marcel seinen falschen Göttern abschwor, seinem Idol die Treue brach und zu dem einzig wahren Kultus seiner Gattin zurückkehrte, der er ja in des Wortes eigentlichem Sinne

niemals untreu gewesen. Und endlich war sie jetzt von ganz anderen Gedanken in Anspruch genommen.

„Madeleine Sorel! Wer ist das? Weshalb bleibt sie unsichtbar? Weshalb stellen Sie sie uns nicht vor, Herr André?“

Frau Brun besaß eine flinke und unermüdliche Zunge, doch blieb André unerschütterlich. Auf alle Fragen hatte er nur die eine Antwort: „Am Hochzeitstag werden Sie sie sehen und hernach, so oft Sie wollen.“

Frau Langlois war mindestens ebenso neugierig, nur benahm sie sich zurückhaltender, — sie fragte nicht. Ihr Gatte, den sie befragt, hatte ihr mit ernster Miene zur Antwort gegeben, daß dieses beharrliche Stillschweigen tatsächlich ein Geheimniß verberge und daß sie im gegebenen Augenblick von demselben Kenntniß erhalten werde. Sie mußte sich mit dieser Antwort zufrieden geben, versuchte aber dafür, über dieselbe mit Herminen zu Rate zu gehen, wozu diese indessen keine Neigung bekundete, so daß Klara den Versuch gar sehr bald aufgab.

Einen Tag vor der Hochzeit brachte man eine mächtige Kiste, die soeben mit der Eisenbahn angelangt war, in das kleine Haus. Florence ließ dieselbe in den Salon bringen, verabschiedete die Männer und begann, die Kiste zu öffnen. Rose saß auf ihrer Chaise-longue dabei und wartete geduldig, bis die Menge Seidenpapier und Mousselin hinweg-

geräumt war, worauf das lange, mit Orangenblüten besäte, weiße Seidenkleid allmählich zum Vorschein kam.

Die duftenden Blüten waren überall angebracht: um den Halsausschnitt, oben und unten, um den Leib und selbst in den Falten der langen Schleppe und des langen Schleiers.

Endlich war das Kleid von seiner Umhüllung befreit und Florence breitete es behutsam über zwei Fauteuils aus. Dann kamen Myrthenkranz und Schleier, worauf die alte Magd drei Schritte zurückwich und wie verzückt die Hände vor dieser Pracht faltete.

„Mein Gott, wie schön!“ sagte sie dabei halblaut. „Diese Blumen, wie schön! Doch sag' mir, mein Kind, Du wirst die anlegen? Fürchtest Du nicht . . . man sagt, es bedeutet Unglück, Orangeblumen anzulegen, wenn . . .“

„Schweige,“ sagte Rose, indem sie sich stürmisch erhob. „Sprich mir nicht davon, niemals, hörst Du, Florence? oder Du verläßt mich auf der Stelle.“

„Mein Kind, mein Kind, beruhige Dich doch!“ murmelte die treue Dienerin, erschreckt durch die flammenden Augen und zusammengepreßten Lippen dieses Kindes, welches sie erzogen hatte.

„Niemals, hörst Du? Es ist nicht wahr! Sprichst Du jemals wieder darüber, ob zu mir oder zu Just

André, so erkläre ich vor aller Welt, daß Du von Sinnen bist und lasse Dich ins Irrenhaus sperren."

Wie verwirrt blickte Florence auf die Schauspielerin, und ihre zitternden Hände sanken erschlafft nieder.

„Du brauchst mir nicht zu drohen," sagte sie schmerzlich. „Ich schweige nicht aus Furcht, sondern aus Liebe zu Dir . . . Lange schweige ich bereits, Rose, und ich werde noch schweigen . . . Doch, wenn es Dein Gatte erfährt . . ."

„So wirst Du es ihm gesagt haben," versetzte Rose. „Nur Du kannst es sagen . . ."

Florence schüttelte den Kopf; ihre Jahre lasteten plötzlich schwer auf ihren Schultern, und sie fühlte sich erschrecklich schwach.

„Ich werde schweigen, mein Kind," sagte sie und trocknete die über ihre faltigen Wangen rollenden Thränen; „aber drohen mußt Du mir deshalb nicht. Ich sprach blos davon, weil . . . Doch nun heiratest Du ja, und das macht mich so stolz und zufrieden! Indessen scheint es mir, als wäre es ehrenhafter gewesen, wenn Du es Deinem Gatten sagen wolltest . . ."

„Er würde mich nicht heiraten!" entgegnete Rose mit Bitterkeit. „Beruhige Dich, alte Freundin, weine nicht. Morgen spiele ich die Komödie zum letzten Mal, und hernach wird es keine Rose Rozier mehr geben."

„Gott gebe es!“ murmelte die Alte und ging geräuschlos hinaus.

Rose hatte all ihre Freude verloren, ihr Friede war dahin; — das künstlich aufgeführte Gebäude war bei der Berührung mit den jungfräulichen Blumen zusammengestürzt. Sie blickte das prächtige Brautkleid an, wandte sich sodann hinweg und weinte leise, den Kopf in beide Hände gestützt . . .“

Genau um die Mittagsstunde des nächsten Tages befanden sich die Bewohner von Chartres in der Kirche. Niemals noch hatte eine kirchliche Feier eine solche Zahl Gläubiger herbeigelockt. Während die bürgerliche Trauung bei dem Maire vor sich ging, wurde unter den hohen Wölbungen viel geschwatzt und geklatscht — kaum, daß die geringe Quantität Ehrfurcht, die dem heiligen Orte gebührte und die bei Hochzeits- und Tauffeierlichkeiten niemals gänzlich vergessen wird, den Mäulern eine kleine Dämpfung auferlegte. An keinem Sonntage, ja nicht einmal an einem gewöhnlichen Wochentage hätte man sich gestattet, so frei und ungehindert zu plaudern, wie heute, da man das Brautpaar erwartete. Man hätte meinen sollen, daß an diesem Tage nicht einmal für die Frömmsten Gott in der Kirche zugegen sei.

Die Hellebarde des Schweizers ertönte auf dem harten Estrich der heiligen Hallen, ein Lichtstrom drang durch die einen Augenblick geöffnete Tür,

die Orgel erbrauste und das Hochzeitsvolk schritt nach dem Allerheiligsten.

Die lange Schleppe des weißen Seidenkleides rauschte über die staubigen Fliesen hin. Heftig pochenden Herzens schritt Rose mit gesenktem Haupte dahin, ihr weißer Schleier schien sie in eine Wolke einzuhüllen.

„Ihr Brautkleid ist zu schön," hatte André gesagt, als er sie erblickte.

Diese Bemerkung hatte das Herz der Braut erzittern lassen. In der Tat war das Kleid zu schön, zu reich, zu prächtig für ein eltern- und vermögenloses Mädchen. Was wird man sich von dieser Heirat denken?

Hieran hatte Rose nicht gedacht. Sie hatte nichts weiter im Auge gehabt, als vor den überraschten Bewohnern der kleinen Stadt möglichst glänzend und imponirend zu erscheinen. Und ihre an die reichen Theatertoiletten gewöhnte Schneiderin hatte ihre Weisungen noch überboten. Das prachtvolle Kleid, die sie von allen Seiten umgebenden Blumen däuchten ihr nunmehr schwer wie ein Leichentuch und die Ketten von Orangenblüten waren wirkliche Ketten, die sie für alle Zeiten an ihren Gatten, an ihren Gebieter fesseln sollten.

André dachte nicht mehr an das Kleid; — die bürgerliche Trauung war bereits vollzogen und er trachtete jetzt nunmehr darnach, vor allen Anwesen-

den, ob Freund, ob Feind, eine gute Miene zu zeigen. Jeden Augenblick konnte sich das von ihm erwartete und so sehr gefürchtete Gemurmel erheben.

Sie standen vor dem Altar; jetzt knieten sie nieder und die Zeremonie begann.

„Blos die vier Zeugen!" sprach man in der Kirche. „Sie ist also ein gefundenes Kind?"

„Sie hat ein prachtvolles Kleid!"

„Ja . . . doch sonderbar! Ich kenne das Gesicht."

„Ich auch . . . warten Sie nur, man sollte glauben, es sei . . ."

„Rose Rozier!"

„In der Tat! Rose Rozier!"

Diese von fünfhundert Kehlen wiederholten Worte drangen bis an das Ohr der Braut, die bei dem Vernehmen derselben erschauerte. Sie bekam Furcht, sie, die sich vor nichts fürchtete. Sie zitterte bei dem Gedanken, daß sie sich im nächsten Augenblicke werde umwenden und der feindlich gesinnten Versammlung ins Antlitz blicken müssen. André blickte sie an; auch er war sehr bleich, doch lächelte er.

„Mut, Geliebte!" sagte er ganz leise, während der Priester das letzte Gebet sprach.

Die Orgeltöne machten das Geflüster verstummen, allmählich trat Stille ein und man begnügte sich, die Neuvermählten mit den Augen schier zu verschlingen. Beide benahmen sich tadellos; man hätte glauben mögen, sie hätten sich niemals noch gesehen,

was doch, wie Jedermann weiß, der Gipfelpunkt des guten Tones ist. Nachdem der letzte Segen erteilt worden, geleitete der Schweizer das Hochzeitsgefolge den Weg von der Sakristei zurück und nun schlossen sich mehrere Damen, die neugieriger oder nachsichtiger waren, als die übrigen, ihren Gatten an, um dem jungen Paar ihre Glückwünsche darzubringen.

Gruppen hatten sich gebildet und man besprach die Frage, ob man André den Verrat, welchen er begangen, verzeihen und seine Frau begrüßen sollte, oder ob es besser sei, die Männer allein gehen zu lassen, die sich vor lauter Eifer gegenseitig auf die Füße traten.

Frau Langlois schwankte zwischen dem Wunsche, ihrem Gatten eine Freude zu bereiten, da er André liebte und der Furcht, aufzufallen; — sie zögerte und blieb stehen.

„Sie gehen nicht fort, liebe Freundin?“ fragte Frau Brun ingrimmigen Tones.

Clara wollte antworten, doch kam ihr Hermine zu ihrer nicht geringen Verwunderung zuvor.

„Weshalb denn?“ fragte sie. „Frau André ist sehr schön und von untadelhaftem Aeußeren; wenn Herr André sie geheiratet hat, so geschah es sicherlich nur aus Liebe. Diejenigen, die ihn lieben, werden ihm zu Liebe auch seine Frau lieben.“

Völlig überwältigt von Staunen blickte Clara auf ihre Schwester. Es war zum ersten Male, daß

das junge Mädchen außerhalb des Hauses zu sprechen wagte. Hermine errötete und fügte hinzu:

„Nicht wahr, Clara, das würde ihm ein Vergnügen bereiten?“

„Armes Kind!“ dachte die junge Frau bei sich, als die lebhafte Röte der Erregung allmählich aus den Wangen der Schwester wich. „Für ihre Ruhe hat sie ihn bereits zu viel gesehen! Glücklicherweise ist sie jung und wird vergessen.“ „Gehen wir!“ sagte sie, den Arm des jungen Mädchens ergreifend. „Und Sie, Frau Brun, seien Sie doch auch liebenswürdig!“

In Wahrheit verging Frau Brun vor Begierde, Rose in der Nähe zu sehen. So schritten denn die drei Damen auf das junge Ehepaar zu. Bei ihrem Kommen empfand André ein unbeschreibliches Gefühl der Erleichterung. Wären die Damen zurückgeblieben, so wäre ihm dies als die grausamste Schmach erschienen; daß sie sich dennoch herangezogen fühlten, beruhigte ihn über alle weiteren Feindseligkeiten.

„Meine Frau,“ sagte er, Rose vorstellend.

Die Damen grüßten, während er den Namen einer jeden nannte.

Rose heftete einen langen Blick auf Hermine und ihre Schwester.

„Sehr unbedeutend!“ dachte sie bei sich und lächelte ihnen liebenswürdig zu.

Wenige Minuten später rollten die Neuvermählten in geschlossenem Wagen nach dem Hause Andrés, während sich die Gruppen der Neugierigen unter lebhaftem Gespräch über das unglaubliche Ereigniß des Tages langsam in den verschiedenen Straßen zerstreuten.

XX.

Das Haus, welches André für seine Gattin eingerichtet hatte, war ein bescheidenes Nestchen, welches indessen die Eleganz nicht ausschloß. Das junge Paar fand hier all' die Annehmlichkeiten des modernen Comforts vor und André, von Hoffnung und Eifer erfüllt, hatte sich gelobt, mit größter Ausdauer und Hingebung zu arbeiten, um seiner Gattin eine sichere und sorgenlose Zukunft zu gründen.

Drei Tage nach der Vermählung ward Florence nach Paris geschickt, um von dort verschiedene ihrer Gebieterin gehörende Dinge zu holen, und am nächsten Tage langte sie zur Frühstücksstunde mit einigen Päckchen wieder zu Hause an, die sie in das Zimmer der jungen Frau trug.

Nach beendeter Mahlzeit begab sich Rose in ihr Zimmer, während Just André wie gewöhnlich seine

Zeitung las, und öffnete die einzelnen Päckchen nacheinander. Ungeduldig warf sie deren Inhalt durcheinander und hielt erst inne, nachdem sie ein umfangreiches Briefbündel von den dasselbe verhüllenden Papierumschlägen befreit hatte.

„Endlich!“ sagte sie, die letzten Umschläge hastig entfernend, worauf sie die seit ihrer letzten Abreise von Paris in dem Hotel unter ihrem Namen eingelaufenen Briefe durchzulesen begann.

Es war das ein buntes Allerlei: leidenschaftliche Liebeserklärungen mit allbekannten Namen unterfertigt; erbitterte Klagen seitens verschiedener Direktoren, die sich für betrogen hielten; zudringliche Fragen über intime Einzelheiten von übereifrigen Zeitungsberichterstattern; ein Brief von Max, der im Namen seines Blattes eine Erklärung für diese abermalige Flucht begehrte . . . Nach dem Datum, welches all diese Briefe trugen, zu urteilen, waren dieselben einige Tage nach ihrer Abreise eingelaufen, seither aber gar nichts mehr, — Rose Rozier schien zum zweiten Male gestorben zu sein.

Ihr Gatte überraschte sie inmitten dieser Unordnung und runzelte leicht die Augenbrauen, als er diese Briefe erblickte, die nicht vom Briefträger abgegeben worden waren.

„Was ist das?“ fragte er mit leisem Spott. „Hat Ihnen Florence diese Sündflut von Briefen ins Haus geleitet?“

„Ja," sagte Rose, indem sie zwei oder drei Briefe leicht zusammenfaltete und bei Seite legte; die übrigen raffte sie zu einem Knäuel zusammen und warf sie in den Kamin, in welchem kein Feuer brannte.

André sah ihr schweigend zu.

„Was werden Sie jetzt tun?" fragte er trotzdem, als er sie auf ihren kleinen Schreibtisch zugehen sah.

„Antworten werde ich," versetzte sie mit einem reizenden Lächeln.

Er sagte nichts, doch drückte dieses Schweigen eine Mißbilligung aus.

„Mit der Vergangenheit muß abgebrochen werden," fügte sie trockener hinzu.

„Gewiß," sagte er; „da Sie es für notwendig erachten."

Damit ging er hinaus, langsam und ohne jedes Anzeichen von Uebellaune, dessenungeachtet fühlte Rose, daß er unzufrieden sei. Sie ließ sich vor ihrem niedlichen Schreibtische nieder und schrieb zwei Briefe; den einen an einen Theaterdirektor, mit welchem sie am Tage ihrer Abreise einen vorerst nicht unterfertigten Vertrag abgeschlossen hatte; den zweiten, etwas längeren und freundschaftlicher gehaltenen an Max, in welchem sie ihm von ihrem Entschlusse, der Bühne zu entsagen, Mitteilung machte. In beiden Briefen erwähnte sie mit kurzen Worten, daß sie sich vermählt habe.

Als sie fertig war, rief sie Florence, um die Briefe aufgeben zu lassen, worauf sie sich in den Salon zurückwandte.

Sie fand ihren Gatten daselbst nicht vor; sie suchte ihn und fand ihn in seinem Zimmer, wo er eifrig arbeitete. Als sie eintrat, blickte er zwar auf, doch ohne die Feder niederzulegen. Sie trat hin zu ihm und stützte die aus den weiten Aermeln ihres Morgenkleides hervorlugenden schönen weißen Arme auf die Lehne des ledernen Fauteuils.

„Machen wir heute keine Besuche?“ fragte sie mit ihrer musikalischen Stimme, die sie nach Belieben zu moduliren verstand.

„Wenn Sie es wünschen, gewiß,“ versetzte André kurz.

„Ich? Ganz gewiß nicht; Sie wissen ja, mein Freund, daß ich vor Ihren Damen hier Furcht habe. Sie machten an unserem Hochzeitstage so erschreckende Augen auf mich ....“

Er erinnerte sich dessen nur zu gut; trotzdem lächelte er, ohne sich umzudrehen. Sie neigte sich noch tiefer über ihn, so daß ihre Haare die Wange des jungen Mannes berührten.

„Aber mit Dir, Just,“ fuhr sie leiser fort; „fürchte ich mich vor gar nichts. Wenn Du mir den Arm reichst, kann ich mit erhobener Stirne einherschreiten .....“

Angezogen von dem schwachen Duft, welcher von

ihr ausging, wandte er ein wenig den Kopf zurück; — seine Lippen begegneten dem weißen, zarten Hals der jungen Frau und blieben in einem langen Kuß auf demselben haften. Sie erschauerte, fuhr sich mit der Hand über die Stelle, die er geküßt, bückte sich dann aber lachend nochmals über ihn und erwiderte seinen Kuß.

„Gehen Sie sich ankleiden, mein Engel," sagte André bezaubert. „Gutwillig oder nicht werden diese Damen, die Ihnen Furcht einflößen, die Waffen strecken und Sie für anbetungswürdig anerkennen müssen!"

Sie schwebte hinaus, leicht wie eine Sylphide; auf der Schwelle ihres Zimmers wandte sie sich zurück, um Just, der ihr nachblickte, mit den Fingerspitzen einen Kuß zuzuwerfen, dann verschwand sie. Als sich die Tür hinter ihr geschlossen hatte, legte er die Feder nieder und seufzte.

Ja, sie war anbetungswürdig! Welch' ein Unglück war es aber, daß das von ihm so siegreich zu Boden geschmetterte Vorurteil gleich einer tausendköpfigen Hydra, die in jedem angesehenen Hause einen neuen Kopf fand, sich immer wieder vor ihm erhob!

Wenn sie zu Fuße, Arm in Arm ausgingen, folgten ihnen tausend unsichtbare Augen, die sich hinter jenen weißen Vorhängen verborgen hielten,

die von innen alles sehen lassen, während von außen kein Blick einzudringen vermag.

Was konnte man aber eigentlich sagen? Daß Frau André zu schön war? Daran war sie unschuldig. Sie trug keine auffallenden Farben; ihre in Wahrheit sehr reiche Toilette schien von ausgesuchter Einfachheit zu sein; ihr Gang war vollendet schön, ihre Haltung untadelhaft . . . .

„Das verhindert trotzdem nicht, daß sie Schauspielerin gewesen und daß Jedermann sie für Geld sehen konnte," versetzten die Haarspalter.

„Und kann sie dessenungeachtet keine ehrbare, tugendhafte Frau sein?" fragten die Bewunderer der jungen Frau.

Die Stadt war in zwei, sich sehr feindselig gegenüberstehende Lager geteilt und gar viele süßsaure Worte wurden während der ersten Zeit gewechselt; doch verloren die Haarspalter immer mehr Boden unter den Füßen, so oft Rose einen neuen Besuch machte.

Sie entwickelte hierbei so viel Takt, Zartgefühl und Ergebenheit, sie wußte sich so gewandt die Freundschaft der alten und die Sympathie der jungen Frauen zu erwerben, daß sie nach dreimal vierundzwanzig Stunden die ganze Stadt erobert hatte, mit Ausnahme von zwei oder drei halsstarrigen Damen, unter welchen sich auch Frau Brun befand, die durchaus nicht nachgeben wollte.

„Man wird mich nicht von der Ueberzeugung abbringen können, daß sich diese Frau über uns lustig macht,“ sagte sie zu Klara Langlois, die sich bemühte, sie freundschaftlicheren Gefühlen zugänglich zu machen.

„Das würde ihr Gatte niemals zugeben!“ versetzte das sanfte Geschöpf, entrüstet über diese Mutmaßung.

„Glauben Sie etwa, daß er Kenntniß davon hat?“ entgegnete Frau Brun grimmig.

„Ich glaube,“ beharrte Klara, indem sie ihre Schwester, wie um Beistand bittend, anblickte, „daß es in der Ehe sehr schwer hält, die Gedanken, die man hegt, zu verbergen . . .“

„Unschuldiges Lamm!“ murmelte die jähzornige Gattin Marcel's mit einem Blicke tiefen Erbarmens. „In diesen Ideen sind Sie wohl von Ihrer Mutter erzogen worden? Dies war sehr wohlgetan, denn so lange Sie Vertrauen hegen, wird Ihnen viel Kummer erspart bleiben.“

„Frau Brun ist eine etwas mißtrauische Natur,“ bemerkte Klara, zu Herminen gewendet, als sie daheim anlangten.

Hermine sagte nichts. Sie war niemals geschwätzig gewesen, doch seit mehreren Tagen war sie noch schweigsamer, als sonst.

Einige Tage später las André wie gewöhnlich seine Zeitung, als sein die Spalten überfliegender

Blick auf die Rubrik „Theater und Kunst“ fiel, und der Name Rose seine Aufmerksamkeit erregte. Und mit einer Ueberraschung, die gar bald in hellen Zorn überschlug, las er:

„Unser Theaterhimmel hat soeben einen glänzenden Stern verloren. Die bezaubernde Rose Rozier, die in Folge eines schweren Unfalles, welcher seinerzeit allerorten bedeutendes Aufsehen erregte, nahezu während eines vollen Jahres für todt gegolten hatte, hat ihre beinahe schon zum Abschluß gediehenen Unterhandlungen mit der Direktion eines unserer bedeutendsten Theater plötzlich abgebrochen, um sich dauerndere Fesseln anzulegen. Sie wird für Niemanden mehr spielen. Ihr Gatte, Herr Just André, hat dieses Opfer als eine Bedingung der Ehe begehrt.“

„Wer durfte sich erlauben . . .“, begann Just, bleich vor Erregung. „Ich hatte gehofft, daß man zu mindest meinen Namen respektiren werde . . .“

„Ist man Ihnen irgendwie zu nahe getreten?“ fragte Rose über den Tisch hin, nach dem Zeitungsblatte langend.

Sie las, las noch einmal und legte das Blatt nieder.

„Was finden Sie hierin Beleidigendes?“ fügte sie mit aufrichtigem Staunen hinzu.

„Die Sache an und für sich ist beleidigend genug! Darf ich es zugeben, daß man so leicht-

hin über meine Frau und über mich spricht? Und welche Bewandtnis hat es mit dieser Bedingung? Haben Sie eine derartige gegen Jemanden erwähnt?"

„Ich? gewiß nicht!" versetzte Rose ganz offen. „Ich habe blos erwähnt, daß ich mich mit meiner Verheiratung von der Bühne zurückzuziehen gedächte, doch stellte ich dies durchaus nicht als eine Bedingung hin . . ."

„Garnichts hätten Sie sagen sollen!" rief Just gereizt aus. „Welche Gemeinschaft herrscht denn zwischen diesen Leuten und uns Beiden? Man hätte ganz ohne Dazutun auch zu sprechen und zu schreiben aufgehört! . . . Sie taten unrecht daran, zu schreiben."

„Und Sie," versetzte Rose; „Sie taten unrecht daran, mich nicht davon in Kenntnis zu setzen, daß ich als Ihre Frau auf jede Selbstständigkeit, auf meine ganze frühere Lebensweise verzichten müsse und nur mehr nach Ihrer Einsicht, nach Ihrem Belieben werde handeln dürfen."

„Nicht hiervon ist die Rede," entgegnete Just mit einer Bewegung schlecht verhehlten Unmutes; „aber Ehegatten pflegen sich zu beraten, während Sie . . ."

„Also gut," sagte Rose trocken. „Künftighin werde ich mich stets mit Ihnen beratschlagen."

Damit durfte die Diskussion als geschlossen angesehen werden, und wollte Just keinen Beweis von

Hartnäckigkeit liefern, so mußte er sich ergeben. Dies tat er denn auch.

Rose war nur im Theater eine gute Schauspielerin. Im Privatleben empörte sich ihr Stolz häufig, was dann als Aufrichtigkeit erschien, obgleich die Aufrichtigkeit nicht die Triebfeder davon war. Dessenungeachtet war sie keine Lügnerin, und die Verstellung, welche ihre Ehe ihr dem Doktor Langlois gegenüber gebot, war ein solcher Zwang für sie, daß ihre ohnehin schon gereizten Nerven grausam unter demselben litten.

Sie hatte Langlois trotzen wollen, aber nicht daran gedacht, daß sie ihn täglich werde sehen und ihm, sowie seiner Familie gegenüber jenen leichten und vertraulichen Ton annehmen müssen, welchen ihr die alte Freundschaft ihres Gatten ebenso, wie die ihr selbst erwiesenen Dienste des Doktors gleicherweise auferlegten; — jene Dienste, die bereits in der ganzen Stadt bekannt waren.

Das Geheimnis war gelüftet. Man wußte, daß der Doktor eine wunderbare Heilung an Fräulein Rozier vollzogen und aus Freundschaft für André — denn so ging die Sage — das Geheimnis bis zu dem Tage gewahrt habe, da der Gesundheitszustand der Leidenden es gestattete, die im Prinzip schon längst beschlossene Heirat zu schließen.

Von allen Seiten mit Fragen bestürmt, gab Langlois mit kalter Miene stets dieselbe Antwort.

Da man ihn niemals auch nur beim leisesten Widerspruch ertappte, ward seine Erzählung für baare Münze hingenommen, und kein Mensch ahnte die Wahrheit auch nur im Entferntesten.

Auf den Soiréen und bei sonstigen Festlichkeiten, die zu Ehren der Neuvermählten veranstaltet wurden, trafen dieselben häufig mit dem jungen Arzt zusammen, den man vielleicht gerade in Folge seiner äußerlichen Kälte allgemein schätzte und achtete. Bei solchen Gelegenheiten ward auch immer von Neuem die romantische Legende von Andrés Liebe aufgetischt, und schließlich glaubte der Ingenieur selbst an dieselbe! Die heftigen Gemütserregungen der letzten Monate hallten noch immer nach in seiner Seele; all' dies stand in solchem Einklange mit seinen eigenen Wünschen, daß er gar nicht daran dachte, daß er blos eine Lüge bestätige, so oft er mit einem Lächeln oder einer Geberde die fantastischen Einzelheiten dieses Abenteuers bestätigte.

Rose wußte besser, woran sie sich zu halten hatte.

Eines Abends sah auch André Gäste bei sich. Rose hatte, um ihren Freunden eine Freude zu bereiten, mehrere Gedichte gesprochen (André gestattete ihr dies, da auch Damen und Herren aus der besten Gesellschaft häufig Verse rezitierten) und stand jetzt am Kamine, dem klassischen Orte von derartigen literarischen Produktionen, als eine mehr

ehrwürdige, als intelligente Dame auf den Einfall geriet, sie zu fragen, was sie sich denn eigentlich gedacht habe, als Doktor Langlois nach dem Unfall, welcher sie betroffen, nach Tours gekommen sei, um sie nach Chartres zu bringen.

Eine tiefe Stille trat nach dieser durchaus ungeschickten Frage ein, und Aller Augen wandten sich wechselseitig von der jungen Frau zu dem Doktor, der sich gerade am entgegengesetzten Ende des geräumigen Salons befand.

Instinktiv blickten sie einander an; ein jedes von ihnen fürchtete, was das andere sagen werde. Welche Gedanken und Erinnerungen lagen in diesem Aufblitzen ihrer Augen verborgen! Rose mußte jedoch antworten und mit ruhiger, unbefangener Miene versetzte sie: „Ich habe mir gar nichts gedacht. Ich war ja völlig außer Stande, über etwas nachzudenken, was es auch sein mochte.“

„Als Sie aber zum Bewußtsein zurückkehrten?“

„Konnte ich etwas anderes empfinden,“ erwiderte Rose mit einem rührenden Lächeln, das ihrem Gesichte einen ganz neuen Zauber verlieh, „als ein Gefühl tiefer Dankbarkeit für den Mann, der mir das Leben rettete?“

Ein Gemurmel der Befriedigung, ähnlich dem Geräusch der Beifallsbezeugungen in einem Theater, folgte diesen Worten; — die junge Frau wandte sich nach der Richtung, in welcher sich ihr Gatte

befand, wie um zu sehen, mit welcher Miene er ihre Worte aufgenommen. Er lächelte ihr liebreich zu, während sich der Doktor begnügte, zum Zeichen seines Dankes mit dem Kopfe zu nicken.

„Dieser Langlois ist ein Bär!“ sagte eine sentimentale Dame zu ihrer Nachbarin.

„Ein Mann von Eisen,“ versetzte diese; „nichts vermag ihn zu erschüttern.“

Als die Gäste aufbrachen, erschien Langlois vor Rose, um sich zu verabschieden. Sie ergriff seinen Arm, den er ihr nicht verweigern konnte, und machte einige Schritte mit ihm.

Seit ihrem Hochzeitstage, da er auf André's inständiges Bitten eingewilligt hatte, als Trauzeuge zu fungiren, hatte sie ihn keinen Augenblick allein gesehen.

„Nun haben Sie, was Sie gewollt,“ sagte sie mit leiser Stimme. „Sind Sie zufrieden?“

„Wenn Sie zufrieden sind,“ entgegnete er gleichgiltigen Tones, „so sind es auch Ihre Freunde.“

„Meine Freunde? Sagen Sie lieber, die Freunde André's; dies wird zutreffender sein.“

„Nun, ich weiß nicht,“ meinte er ironisch, „ob André's Freunde gar so viel Anlaß haben, um zufrieden zu sein, denn es will mich bedünken, als wäre es nicht gar zu sehr zu seinem Glücke gewesen, daß Sie ihn heirateten.“

„Ah!“ seufzte sie bitter und ließ seinen Arm

los; „zu meinem Glücke geschah es aber ebenso-wenig!“

Sie erblickte ihren Gatten und schmiegte sich mit einer schier kindlichen Schmeichelei an ihn, zuweilen bemächtigte sich ihrer eine große Schwäche, so daß sie unwillkürlich nach einer Stütze suchte … Sie traf auf André, wandte sich an ihn und von Dankbarkeit erfüllt, drückte er den Arm der geliebten Frau fest an sich.

XXI.

Der Winter verfloß, ohne daß irgend ein Ereigniß die Eintönigkeit eines achtbaren und friedlichen Lebens in einer kleinen Provinzialstadt unterbrochen hätte. Herr und Frau André wurden wiederholt eingeladen, sie erwiderten dies durch mehrere Diners, die sie gaben; von Zeit zu Zeit machte man mehr — oder minder liebenswürdige Bemerkungen über Gäste und Hauswirte, und all dies hielt sich stets innerhalb der Grenzen des strengsten Anstandes.

Rose trauerte tief, leidenschaftlich um das Theater. Sie wagte es André gar nicht zu gestehen, mit welcher Ungeduld, mit welcher Gier sie stets darauf wartete, daß André seine Zeitung beiseite lege, um mit Heißhunger jede kleinste Notiz zu verschlingen, die sich irgendwie auf ihren früheren Beruf bezog.

Sie versäumten niemals eine Vorstellung, die von durchreisenden Truppen abgehalten wurde,

und Rose allein hätte zu sagen vermocht, wie sonderbar es ihr erschien, von ihrem Fauteuil aus die Stücke mit anzusehen, die sie ehedem selbst gespielt. Es dünkte ihr wie eine fabelhafte und unmögliche Existenz, diesen Vorstellungen mit dem kritischen Blicke des Zuschauers beizuwohnen, und wenn sie dann nach Hause ging, war sie ganz verwirrt und von Unzufriedenheit über Alles, über das Stück, die Schauspieler, ihren Gatten und über sich selbst erfüllt . . .

„Ah! Sie vermag Niemand zu ersetzen!" sagten ihre alten Bewunderer, sich beim Ausgange um sie drängend.

„Diese junge Dame besitzt viel Talent," behauptete sie, wenn von der Charakterdarstellerin die Rede war; „und Sie sind ungerecht gegen sie."

„Ach was, Sie verstanden es, im dritten Akte ganz andere Töne anzuschlagen," beharrten die Kenner.

Sie schüttelte den Kopf und beschuldigte sie der Parteilichkeit; — in der Tiefe ihres Herzens aber erschauerte sie vor Stolz und Freude, denn sie fühlte, daß jene Recht hätten.

Es verging der Winter, sodann auch der Frühling; doch gegen den Monat August ward Rose in Folge des sich auferlegten Zwanges so schwach und nervös, daß Langlois in vollem Ernste den Rat gab, ins Seebad zu gehen. Einen Urlaub konnte André leicht erwirken.

So wurde denn beschlossen, an einen ruhigen Ort zu gehen, wo nicht zuviel Leute hingingen; die Wahl fiel auf Villers-Sur-Mer und wenige Tage später hatte sich das junge Ehepaar — natürlich in Begleitung der unvermeidlichen Florence — daselbst niedergelassen.

Die erste Woche verstrich in eitel Wonne für Herrn und Frau André.

Von einer Mutter erzogen, die nichts fürchtete, besaß Rose eine bedeutende Fertigkeit in allen Leibesübungen. In einem Alter, da andere kleine Mädchen noch mit der Puppe spielen, hatte sie fechten und schwimmen gelernt und ihre lange Zurückgezogenheit hatte ihre Gewandtheit, die sie übrigens gar bald zurückgewann, blos erschlaffen gemacht.

Es war eine freudige Ueberraschung für André, der selbst ein trefflicher Schwimmer war, als er sah, daß sie sich mit jener Zuversicht, die blos eine vollendete Sicherheit verleiht, den Wogen überließ. Rose brachte diesem Zeitvertreib dieselbe Leidenschaftlichkeit entgegen, die sie in allen Dingen bewies und zwei Bäder den Tag konnten sie kaum befriedigen. Zudem setzte sie einen geheimen Stolz darein, ihrem Gatten zu zeigen, daß sie ihm in einer Beziehung überlegen sei und demzufolge bereitete es ihr häufig Spaß, ihn durch ihre Kühnheit zu erschrecken. Der Form halber schalt er zwar ein wenig, doch lächelte sie ihm so bezaubernd zu und schien so beglückt

durch ihren Triumph, daß er sich augenblicklich entwaffnet fühlte.

Sie hatte große Lust, zu Pferde zu steigen und wiederholt hatte sie bereits versteckte Anspiegelungen auf die Möglichkeit gemacht, sich Pferde anzuschaffen, doch schien André nicht verstehen zu wollen und Rose war gezwungen, eine günstigere Gelegenheit abzuwarten, um diese neue Laune befriedigen zu können.

Allmählich bevölkerte sich der in den ersten Tagen wenig besuchte Strand mit pariser Gästen; Ausflügler von Trouville und Deauville suchten den schön gelegenen Ort auf und gar bald hatten die Touristen die elegante Gestalt, das schöne und ausdrucksvolle Gesicht der Frau Just André entdeckt.

Sie hielt dem Sturm schmeichelnder Blicke trefflich Stand, besser als ihr Gatte, der zum ersten Male eine wilde Eifersucht in sich aufsteigen fühlte, doch trug er Sorge, sich hiervon vor seiner Frau nichts merken zu lassen, da er bereits erfahren hatte, daß ihr dies eine große Macht über ihn verleihen würde. Er verharrte demzufolge ernst und unempfindlich und setzte den neugierigen Blicken eine Kaltblütigkeit entgegen, die dieselben sehr wohl in gebührender Entfernung zu halten verstand.

Er machte Rose, die jetzt wieder heiter und frisch geworden, den Vorschlag, noch vor Ablauf seines Urlaubes in ihr gemeinschaftliches Nest zurückzu-

kehren, doch betrachtete sie diesen Antrag als einen einfachen Scherz. Nach Chartres zurückkehren, gerade da es anfängt, am Strande interessant zu werden? Man würde sich dort unten nur lustig über sie Beide machen.

Dies leuchtete André ein und er sprach nicht mehr von der Abreise.

Eines Abends, als sie, am Meeresufer sitzend, die frische Luft genossen und den Untergang der Sonne betrachteten, hielt ein mächtiger Gesellschaftswagen einige Schritte von ihnen entfernt an, dem sofort eine Menge Leute entschlüpfte. Mehrere Herren, die eine Gruppe bildeten, schritten plaudernd einher und unterzogen den kleinen Ort, seine Kirche, seine Einrichtungen im Allgemeinen und im Besonderen einer strengen Kritik.

„Ich frage," sagte einer der Herren; „wer in einem solchen Neste wohnen kann!"

Einer seiner Kameraden berührte leicht seinen Arm, um ihn auf Rose und deren Gatten aufmerksam zu machen, die nichts gehört zu haben schienen.

Der Mann, der Villers-Sur-Mer so verleumdete, wandte sich um, erblickte das dasitzende Ehepaar und rief plötzlich aus: „Rose!"

André empfand einen heftigen Stich ins Herz. Seitdem er sich in dem kleinen Seebade aufhielt, erwartete und befürchtete er diesen entscheidenden Augenblick. Er erhob sich hastig und wandte sich

dem Fremden zu — entschlossen, selbst einen heftigen Streit herbeizuführen.

Bei der hastigen Bewegung ihres Gatten war Rose erbleicht; — auch sie erwartete diesen Augenblick, doch mit einer aus Freude und Schrecken zusammengesetzten Empfindung. Sie sollte also endlich wieder in die Welt der Lebenden eintreten, von welcher sie durch ihre Heirat so plötzlich getrennt worden! André war unzufrieden, sie wußte es, doch was verschlug dies? Er wird einen unangenehmen Augenblick zu ertragen haben, weiter nichts! Er wird sich schon darein fügen; — als er sie, ein Schauspielerkind ohne Vermögen, ohne Familie, zu seiner Frau machte, hatte er noch ganz andere Vorurteile zu überwältigen gehabt!

„Das ist ja Rose!" sprach einer von den übrigen Reisenden, indem er sich mit einer Art freudiger Vertraulichkeit näherte.

Sie kam der Bewegung zuvor, welche André machen wollte, indem sie zwischen ihn und den Neuangekommenen trat und sagte:

„Mein Gatte, Herr Just André."

Sie hatte ihre Worte mit solchem Nachdruck gesprochen, ihre Miene war eine so würdevolle und achtunggebietende, daß die Pariser auf tadelloseste Weise grüßten.

„Wollen Sie die Güte haben, uns vorzustellen,

meine Gnädige?" fragte der eine, der sie zuerst erkannt hatte.

„Herr Max, Herr Richelet, Herr von Saint-Chaix . . ."

Sie hielt bei dem vierten Herrn an, der ihr noch nicht bekannt war.

„Gerard Pornic," sagte dieser, ein schöner junger Mann mit unternehmender Miene und äußerst korrekt in Anzug und Manieren. Er begrüßte André mit vieler Würde und in dem Gruß, mit welchem er Rose dankte, verriet er einen Schatten von Bewunderung und Ergebenheit, welchen sie unwillkürlich herausfühlte.

„Aber mein Gott, was machen Sie denn hier?" fragte Max, den nichts in Verwirrung bringen konnte.

„Wir gebrauchen das Seebad," entgegnete André ernst.

„In der Tat ist das Meer hier so gut, wie in Trouville," lachte Gérard Pornic; „aber die Macht des Vorurteils! Ich bildete mir ein, daß die zivilisirte Welt fünf Minuten über Deauville hinaus ein Ende nehme und nun überzeugen wir uns hier vom Gegenteil."

Rose lächelte; sie liebte dieses weltmännische Geplauder, welches Leuten, die sich nicht kennen und die sich nichts zu sagen haben, die Möglichkeit bietet, Geist zu entwickeln und liebenswürdig zu sein; im

Allgemeinen wohl nur, weil dies angenehmer ist, als nichts zu sagen.

„Wann werden Sie uns besuchen?“ fragte Richelet zu André gewendet. „Wir sollten eines Abends einen Ausflug nach Trouville unternehmen; — das Kasino ist der Mühe wohl wert.“

„Ich danke Ihnen,“ sagte der Ingenieur; „doch gehen wir nicht gern in Gesellschaft.“

„Wir werden gewiß kommen,“ versicherte Rose dagegen lebhaft; „denn wenn wir die Gesellschaft auch nicht lieben, wie mein Gatte sagt, so leben wir doch nicht gänzlich abgeschlossen von der Welt.“

„Wir werden uns glücklich schätzen, Sie in unserer Villegiatur begrüßen zu können,“ sagte Herr von Saint-Chaix liebenswürdig.

Die vier Männer grüßten und bestiegen wieder ihren Wagen, der eilig davonfuhr.

Die Sonne war hinter einem dichten Nebelschleier verschwunden und eine durchdringende Kühle wehte vom Meere her. Lange folgte Rose mit den Augen dem in der Dunkelheit entschwindenden Wagen, dessen brennende Laternen gleich entfernten Feuern auf der Landstraße leuchteten.

„Gehen wir,“ sagte sie plötzlich, sich an ihren Gatten wendend.

Er nahm ihren Arm unter den seinigen und schritt langsam ihrer Wohnung zu.

„Wer sind diese Leute?“ sagte er nach einer langen Pause sanft.

Er war mit sich zu Rate gegangen und hatte sich gesagt, daß er als Rose's Gatte auch die Folgen seiner Heirat auf sich nehmen müsse.

„Max ist Journalist und schreibt für verschiedene Zeitungen, zumeist für die ‚Theaterrundschau‘; Richelet ist der Sohn eines reichen Fabrikanten; von Saint-Chaix ist ein Dummkopf, der sein Kapital sammt den Zinsen aufzehrt.“

„Und der vierte, Herr Pornic, wie ich glaube?“

„Den kenne ich nicht,“ versetzte Rose kurz. „Ich habe ihn vorhin zum ersten Male gesehen.“

„Wo haben Sie die übrigen gesehen?“

„Dies ist wohl ein Verhör?“ fragte die junge Frau ein wenig hochmütig. „Es sei: ich habe sie kennen gelernt, so wie ich Sie kennen lernte, — im Foyer eines Theaters, vielleicht auch hinter den Coulissen, weiß ich's? Ich habe diese Begegnungen weder dem Orte, noch dem Datum nach registrirt.“

André fühlte es wie einen Stich in sein Herz dringen. Deutlich erinnerte er sich des Tages, da er Rose zum ersten Male erblickt hatte, und hundertmal schon hatte er die kleinsten Einzelheiten dieses denkwürdigen Tages in seinem Gedächtnisse wachgerufen. War es möglich, daß sie so viel für ihn und er so wenig für sie bedeutete?

Dessen ungeachtet verriet er keine Verwirrung; — die Wunde, die er erhalten, gehörte zu jenen, die man für alle Zeiten verborgen hält.

„Ich habe Sie all' dies nur gefragt," entgegnete er ruhigen Tons, „weil ich Alles, was diese Herren anbetrifft, ebenso genau wissen will, wie Sie, um denselben in einer Ihren Empfindungen entsprechenden Weise entgegenzukommen."

„Wirklich?" rief Rose freudig aus; „das ist hübsch. Ich bildete mir ein, daß es aus Eifersucht geschehen.

Dieses Wort drang gleich einem spitzigen Dolche André in die Seele. Eifersüchtig . . . er war es ohne Zweifel, doch nicht auf die Gegenwart, sondern auf die Vergangenheit.

Rose sprach niemals über die Vergangenheit. Ihre künstlerischen Erfolge, ihre Verbindungen, ihre Freundschaften, — all dies schien seit ihrer Heirat todt für sie zu sein. André hätte es vorgezogen, wenn sie zu jeder Stunde dieser Erinnerungen gedacht hätte, so unbequem und lästig ihm dies auch gewesen wäre.

In diesem beharrlichen Stillschweigen sah er ein uneingestandenes Bedauern des ehemaligen geräusch- und glanzvollen Lebens. Das von Rose so zur unrechten Zeit angewendete Wort „Eifersucht" brachte ihm mit einem Male all das zum Bewußtsein, was er unter diesem Schweigen litt, da er vorerst die

Geheimnisse, die sie vor ihm verborgen halten wollte, sich gar nicht zu ergründen getraute.

„Ich bin nicht eifersüchtig," sagte er mit einiger Bitterkeit; „doch werden Sie zugeben, daß die Ausnahmestellung, die wir einnehmen, mir einige Veranlassung böte, es zu sein. Ich sehe Sie in Gesellschaft von sogenannten Freunden, von denen Sie niemals mit mir sprachen ... Ist dieser Max nicht der Schreiber jenes Artikels, in welchem unserer Vermählung so beleidigend Erwähnung getan wurde?"

„Nein," versetzte Rose rasch, da sie einen Zusammenstoß oder zu mindest eine zwischen den beiden Männern sich entwickelnde Antipathie befürchtete.

Er schwieg einen Augenblick und sagte dann: „Zudem treffe ich mit Leuten zusammen, von denen Sie ganz einfach Rose genannt werden, die Sie schon seit langer Zeit kennen und von denen ich absolut nichts weiß. Sie werden zugeben, daß dies peinlich genug für mich ist."

„Wenn Sie sich hierdurch verletzt fühlen," entgegnete sie gereizt, „so bedauere ich, Ihnen sagen zu müssen, daß Ihnen ähnliche Fälle noch häufig vorkommen werden! Wenn man eine Schauspielerin heiratet, mein Lieber, so muß man auf derartige Dinge vorbereitet sein."

Ihre Stimme verriet den zitternden Klang ihrer ehemaligen Zornesausbrüche, und André ward von einem heimlichen Schrecken beschlichen. Sie liebte

ihn nicht! Hätte sie in dieser Weise sprechen können, wenn sie ihn geliebt hätte?

„Ich glaube, mit vollem Rechte auf einige Rücksicht von Ihrer Seite rechnen zu dürfen,“ sagte er mit klangloser Stimme.

In diesem Augenblicke langten sie in ihrer Wohnung an. Er folgte ihr in ihr Zimmer und sah ihr zu, während sie den Hut vor dem Spiegel abnahm. Die beiden brennenden Kerzen beleuchteten hell das von dem Meereshauch rosig gefärbte, schöne Gesicht, welches einen schlecht verhohlenen Unmut verriet.

„Madeleine!“ sagte der leise.

Sie wandte sich um.

„Ich heiße Rose!“ sagte sie aufbrausend. „Ich will nichts von dem Namen wissen, welchen Sie mir aufdrängen. Junge Mädchen pflegen bei der Konfirmation den Namen zu wechseln, ich aber werde weder konfirmirt, noch habe ich die Absicht, in ewiger Zurückgezogenheit zu leben. Ich habe den Namen Rose selbst gewählt und dulde keinen anderen.“

„Sie vergessen, daß Ihr wahrer Name jetzt Madeleine André lautet,“ sagte der Gatte ernst und immer mehr verletzt. „Doch werden wir uns um eines Namens willen nicht streiten. Wenn Sie den Namen Rose vorziehen, so behalten Sie ihn.“

„Ich danke,“ sprach sie ironisch.

Er wandte den Kopf mit einer schmerzlichen Bewegung ab. Rose gewahrte dieselbe in dem Spiegel, in welchem sie sich betrachtete, und plötzlich gewann wieder ihre phantastische Natur die Oberhand. Sie empfand eine Regung des Mitleids für diesen Mann, der sie liebte und dem sie Schmerz verursachte.

„Just," sagte sie mit jenem guten und zärtlichen Lächeln, welches sie so unwiderstehlich machte; „seien Sie kein Despot, und ich werde nicht rebellisch sein. Sie wissen, daß mich der Mißbrauch der Gewalt störrisch und eigensinnig macht."

„Ist dies etwa ein Mißbrauch?" fragte er, ohne sie anzublicken.

„Gleichviel!" versetzte sie, die Frage umgehend. „Ich bin launenhaft und habe es Ihnen bereits hundertmal gesagt, aber in Wahrheit wissen Sie . . . weißt Du ja, wie sehr ich Dich liebe!"

Mit einer leidenschaftlichen Bewegung nahm er sie in die Arme und drängte sie wieder von sich, um sie besser ansehen zu können.

„Ist dies wahr?" fragte er mit zitternder Stimme. „Ich schwöre Dir, Rose, daß ich weder Verdacht, noch Eifersucht hege, sondern daß aus mir blos die Unruhe eines Mannes spricht, der sich in seiner schönsten Hoffnung getäuscht zu haben fürchtet. Häufig dachte ich mir bereits, daß Du mich nicht liebst!"

„Und weshalb hätte ich Dich alsdann geheiratet?" fragte sie, ohne die Augen niederzuschlagen.

„Ich weiß es nicht .... ich habe es mich schon häufig gefragt, — vielleicht aus Laune, aus Ueberdruß an Deiner früheren Lebensweise ..."

Sie empfand Furcht, ohne zu wissen, weshalb und fühlte, daß sie unbedingt lügen müsse.

„Es wäre Dir also nicht lieber, zu glauben, daß es aus Liebe zu Dir geschah?"

Er blickte sie leidenschaftlich an. Sie war seine Frau, und trotzdem besaß er nicht ihr Herz ... und was ihn betraf, — hatte er sie mit seinem Herzen geliebt? Hatte er sich keinen Täuschungen über die Gefühle hingegeben, die er hegte? Diese roten Lippen, diese blauen Augen, so zärtlich und herausfordernd zugleich, die seine Seele in Aufruhr versetzten, diese leuchtenden Haare, deren Wellen sich von selbst um die Finger ringelten .... war's das ganz allein, was er geliebt hatte? Oder war es ein wahres Empfinden, welches ehemals sein Herz mit solcher Macht erfaßt hatte?

„Ich bete Dich an!" sagte er, sie leidenschaftlich umschlingend.

Sie lächelte und blickte ihn noch immer an, zärtlich und spöttisch ...

„Ich bete Dich an, ob Rose oder Madeleine! Du gehörst mir und Du liebst mich, nicht wahr?"

„Ja, ich liebe Dich!“ versetzte sie noch immer mit demselben Lächeln ...

Das dämmernde Morgenlicht, das zum Fenster hereindrang, fand André nach einer schlaflosen Nacht mit offenen Augen daliegend. Sie schlief ruhig, und er hatte keinen Augenbick der Ruhe, des Schlafes gefunden. Nachdem die Erregung seiner Sinne geschwunden, hatte er in seiner Seele eine weite Leere empfunden — — er war nun sicher, daß diese Frau, welcher er Namen, Ehre und Leben so unüberlegt zum Opfer gebracht, ihn nicht liebte und daß er sie nicht liebte ...

Und je tiefer er sein Inneres zu ergründen trachtete, desto schreckhafter trat die Frage vor ihn hin, ob er sie denn wirklich jemals geliebt habe.

XXII.

Zwei Tage später statteten Max und Saint-Chaix ihren Besuch bei Herrn und Frau André ab: der Journalist kalt und korrekt, der reiche Nichtstuer wennmöglich noch kälter und noch korrekter.

Just hörte ihnen mit ernster Miene zu und fragte sich, welches Vergnügen man an der Gesellschaft dieser Leute finden könne. Plötzlich wandte sich Saint-Chaix zu Rose und sagte: „Bevor Sie von Ihrem Unfall betroffen wurden, waren Sie eine vorzügliche Reiterin; — sollten Sie jetzt eine solche Abneigung gegen Sattel und Steigbügel hegen, daß Sie gar keinen Versuch wagen wollen?"

Rose warf einen raschen Blick auf ihren Gatten, der gleichgiltig blieb.

„Das nicht," versetzte sie entschlossenen Tones, „doch hatte ich bis jetzt noch keine Gelegenheit zu einem Versuche."

„Ich … ich habe," sagte Saint-Chaix zögernd, „ich habe all' meine Pferde in Trouville …"

„Wieviele?" fragte André leichten Tones.

„Acht Stück, es ist vielleicht eine Verschwendung, doch was wollen Sie? Ich bin eben ein wenig verrückt. Wenn ich eine Idee habe, so muß dieselbe ausgeführt werden. Ich habe mir gesagt: Saint-Chaix, mein Junge, Du wirst Deine Pferde nach Trouville bringen und meiner Treu, ich hab' sie auch mitgebracht und sehr gute Ställe für sie gefunden. Wenn Sie es, gnädige Frau, nun gestatten wollten, so würde ich Ihnen dieser Tage meine kleine irländische Stute schicken. Ich stelle sie unseren Damen in Trouville häufig zur Verfügung und ernte blos Dank dafür. Wir würden einmal einen kleinen Ritt machen …"

Rose ließ ein unbestimmtes Lächeln blicken. Sie verspürte keine besondere Lust, ihrem Gatten in Gegenwart anderer zu widersprechen, außerdem fühlte sie, daß das in dieser Weise vorgebrachte Anerbieten des jungen Mannes für den Augenblick wenigstens unannehmbar sei.

„Sie sind eine ausgezeichnete Reiterin," fuhr Saint-Chaix mit sachverständiger Miene fort. „Noch niemals sah ich einen Graben so leicht und sicher nehmen, wie Sie es vermögen. Erinnern Sie sich noch an den lustigen Ritt zu Garches, wobei sich der arme Simondi ungeschickterweise das Genick brach?"

Max ließ seinen Stock zu Boden fallen; — Saint-Chaix blickte ihn erstaunt an.

Rose war leichenblaß geworden. Unbeweglich, das Gesicht dem unglücklichen Sprecher zugewendet, ein erzwungenes Lächeln des Anstandes auf den plötzlich vertrockneten Lippen, erwartete sie noch ein Wort ... den Gnadenstoß ...

„Beschwören Sie doch keine traurigen Erinnerungen herauf," sagte Max mit erkünstelter Heiterkeit. „Wo haben Sie diese Geschichten aufgestöbert? Genügt es Ihnen nicht, daß Frau André erst vor Kurzem von einem schweren Sturze genas, der ihr fast das Leben kostete?"

„Sie haben wahrlich Recht und ich bitte Sie tausendmal um Verzeihung, meine Gnädige!" flehte Saint-Chaix mit reuiger Miene. „Ich bin so zerstreut, so entsetzlich zerstreut. Eine Dame sagte mir auch dieser Tage: Wahrhaftig, Saint-Chaix, noch niemals sah ich einen so zerstreuten Menschen wie Sie sind! Sie wären im Stande, einen Maulesel für Ihren Rotfuchs anzusehen, selbst wenn Sie auf ihm säßen!"

Er lachte herzlich über seine Worte, die ihm ungemein drollig dünkten und Max stimmte mit ein. Auch Rose, die ihre Verwirrung überwunden hatte, lächelte, nur André schwieg und blieb ernst.

Man sprach über Pferde, Toiletten und Frauen, man zählte die großen Männer und berühmten Frauen

her, die das Schloß Cordier bewohnt hatten, bewohnen oder bewohnen werden und André nahm an der Unterhaltung in genügendem Maße Teil, um nicht als Bär oder Unwissender in all' jenen Dingen zu erscheinen, die aller Welt bekannt waren, doch gab er auch so häufig Anlaß zu einer Stockung, daß das Gespräch schließlich völlig abgeschnitten schien. Nach einer ziemlich langen Pause stand Max auf und Saint-Chaix folgte seinem Beispiele.

„Also wie gesagt, gnädige Frau," sagte er, wie wenn es blos noch des letzten Wortes bedurft hätte; „ich schicke Ihnen meine kleine Stute, sobald Sie mir Ihren Wunsch mitteilen."

Plötzlich fiel es ihm ein, daß man vielleicht auch den Hausherr versöhnlich stimmen müßte, und so fügte er mit größter Liebenswürdigkeit hinzu: „Reiten Sie ebenfalls, Herr André?"

Ein zustimmendes Kopfnicken antwortete ihm; um aber einer Abweisung zuvorzukommen, die er vorausempfand, beeilte er sich, zu sagen: „Ich schicke Ihnen also meinen Bob; er hat einen prächtigen Trab, Sie werden sich davon überzeugen, und ich habe allen Grund, anzunehmen, daß Sie mit ihm zufrieden sein werden. Gestatten Sie mir, meine Gnädige, Sie zu begleiten? Also abgemacht! Blos eine Depesche, wenn Sie wollen."

Damit verneigten sich die beiden Herren und gingen. Als sie in dem leichten Phaeton saßen,

welchen Saint-Chaix selbst lenkte, sagte Max zu seinem Freunde:

„Na, Sie haben da einen netten Bock geschossen! Das heiße ich blind zutappen!“

„Was? weil ich meine Pferde anbot? Die sind schön genug, um Niemandem zur Schande zu gereichen.“

„Ich meine auch garnicht Ihre Pferde, sondern den Namen Simondi . . . haben Sie denn nicht bemerkt, welchen Eindruck derselbe auf Rose machte?“

„Hören Sie, lieber Freund, wenn Sie wollen, ich solle den Eindruck meiner Worte beobachten, so dürfen Sie mir Ihren Spazierstock nicht aufs Hühnerauge werfen.“

„Ich bitte Ihr Hühnerauge um Entschuldigung, doch Dank meinem Spazierstocke hat der Gatte das Gesicht seiner Frau in dem Augenblicke nicht gesehen. Sie, der Sie bei jenem Ausfluge nach Garches zugegen waren, entsinnen sich nicht der ungenügend genug verhehlten Erregung des Fräuleins Rozier? Sie erinnern sich nicht, wie hartnäckig sie darauf bestand, daß Simondi, ob todt oder lebend, nach Paris gebracht werde . . .“

„Meiner Treu, nein! Nach dem Unfall herrschte eine derartige Verwirrung, daß — —“

„Und diesen Simondi liebte sie.“

„Sie setzen mich in Erstaunen!“

„Was er ihr eigentlich war, ich weiß es nicht.

Doch sie liebte ihn und Niemand wird mir die Ueberzeugung nehmen, daß sie ihn in seinen letzten Stunden pflegte. Nur die alte Florence allein vermöchte es zu bestätigen und Sie wissen, daß sie stumm ist wie ein Fisch."

„Teufel, Teufel!" murmelte Saint-Chaix an seinem Schnurrbart zerrend; „so tat ich vielleicht unrecht daran, in Gegenwart des Gatten von ihm zu sprechen?"

„So fürchte ich!" versetzte der Journalist.

Das rasch einhertrabende Pferd machte gerade bei diesen Worten einen solchen Seitensprung, daß Saint-Chaix vollauf Mühe hatte, es zu zügeln und bis Trouville zu gelangen, so daß sich Max noch glücklich schätzen durfte, an diesem Tage nicht, wie der arme Simondi, das Genick gebrochen zu haben.

„Wer war Simondi?" fragte Just seine Frau nach einer Pause, die Beiden gleich lang erschien und während welcher sie in dem kleinen Salon dahin und dorthin gegangen war, dem Anscheine nach damit beschäftigt, die einzelnen Gegenstände zurechtzurücken.

„Ein italienischer Sänger," versetzte sie, ohne sich umzudrehen.

In der Tat entsann sich André bei dieser Andeutung eines schönen, jungen Mannes mit schwarzen, leidenschaftlichen Augen und einer reichen, ein-

schmeichelnden Baritonstimme, der in einem Winter auf der Bühme erschienen war und den man dann nicht wieder gesehen hatte.

„Sie kannten ihn?"

„Natürlich! Beim Theater kennt man sich immer gegenseitig."

Sie hielt inne mit ihrem Aufräumen und ließ sich gerade André gegenüber nieder, wie um seinen Blick herauszufordern, doch schien er nicht darauf achten zu wollen. Er hätte hundert Fragen an sie zu richten gehabt und wußte nicht, mit welcher er beginnen sollte. Und würde sie ihm antworten? In diesem Benehmen eines Schülers, der seinem Lehrer trotzen will, erblickte er die Anzeichen einer Auflehnung, die er bereits wiederholt dem Ausbruche nahe gebracht hatte, vor welcher er instinktive Abneigung empfand und die dessenungeachtet nicht zu vermeiden war.

Langsam ohne sie anzublicken, ging er hinaus.

Sie folgte ihm mit den Augen, welche Zorn, Geringschätzung, Mitleid gleicherweise ausdrückten . . . Sie zürnte sich selbst, weil sie ihn leiden machte und zürnte vor Allem ihm. Wozu denn auch die Sucht zu fragen, zu forschen . . . Weshalb ließ er die Vergangenheit nicht unberührt, so wie sie es tat? Hatte sie ihn schon jemals über seine Kindheit, seine Jugendzeit, über seine Liebschaften befragt? Weshalb achtete er ihr Schweigen nicht in derselben

Weise? Sie ließ den Kopf sinken und ein anderer Gedanke bemächtigte sich ihrer. Was hatte Saint-Chaix veranlaßt, inmitten einer alltäglichen, gewöhnlichen Unterhaltung diesen in der tiefsten Tiefe ihres Herzens begrabenen Namen Simondi zu erwähnen? Fünf Jahre waren verflossen, seitdem alle Welt den armen Baritonisten vergessen hatte, der gerade, als ihm das Publikum zuzujubeln begann, an den Folgen eines Sturzes vom Pferde starb. Ueberall vergißt man leicht; am leichtesten aber in dem fieberhaft pulsierenden Leben der modernen Weltbürger; — gar Niemand entsann sich mehr Simondi's, mit Ausnahme der einen Person, die seinen letzten Seufzer vernommen.

Sie hatten sich geliebt, wie man sich mit zwanzig Jahren liebt, ohne Sorge um die Zukunft, da sie Beide jung und schön waren. Indessen hatte Rose weniger um ihren Ruf zu wahren, als um die Bosheiten ihrer Kolleginnen zu vermeiden, die Wahrung des tiefsten Geheimnisses gefordert, was nur zur Erhöhung ihrer Freuden beitrug. Sie trafen überall zusammen und schienen einander ganz fern gegenüberzustehen. Simondi fand dies peinlich, Rose ergötzte sich daran! Dieser Zwang bedeutete gleichfalls einen Genuß.

Er war gestorben in voller Blüte der Jugend und des Glückes. Rose, wie betäubt durch den plötzlichen, schweren Schlag, hatte fortan einen Stein an

der Stelle ihres Herzens, des Ortes dieser Erinnerung. Sie hatte aufhören wollen zu leiden, wollte ihn vergessen, da ihr die blose Erinnerung einen brennenden Schmerz verursachte. Und so gut hatte sie diese Stelle ihrer Seele mit einer schier unübersteigbaren Mauer umgeben, daß sie tatsächlich beinahe schon vergessen hatte. Zuweilen .... selten erinnerte sie sich noch, doch bemühte sie sich alsdann, bald wieder das frühere Vergessen herbeizuführen, welches so wohltuend ist, daß die Alten den Lethetrunk als Beginn des vollkommenen Glückes erfunden hatten.

Erst nach dem Tode Simondi's war sie die gefeierte Schauspielerin geworden.

Der Tag neigte sich seinem Ende zu; als sich Rose zum Diner ankleidete, fragte sie Florence: „Hast Du mein Reitkleid mitgebracht?"

„Nein!" versetzte die Alte. „Und wozu denn, Du lieber Gott? Hast Du denn schon vergessen, daß es Dich einmal fast das Leben kostete, daß Du von Neuem beginnen willst?"

Rose ließ sie sprechen, so lange sie wollte; als aber Florence innehielt, um Athem zu holen, sagte sie trockenen Tones: „Morgen früh wirst Du nach Chartres reisen, Du wirst mir mein Reitkleid nebst allem Zubehör bringen, gleichwie zwei andere Kleider, die sich in dem braunen Koffer befinden. Uebermorgen mußt Du bereits zurückgekehrt sein. Informiere Dich über den Abgang der Züge und laß

mich in Frieden. Für heute hast Du schon genug gesprochen. Noch eines: Ich verbiete Dir, des Reitkleides vor meinem Gatten zu erwähnen .... was die übrigen Kleider anbetrifft, so ist's mir gleichgiltig. Und nun gehe!"

Florence entfernte sich unzufrieden. Das ganze Benehmen ihres Lieblings mißfiel ihr. In dieser Weise hatte sie sich die Heirat ihrer Gebieterin nicht vorgestellt. Eine solche Heirat war es doch nicht wert, einen ganzen Haushalt zu gründen! Der arme Herr André! Nun war's wirklich nicht Wunder zu nehmen, daß er stets so ernst dreinblickte! Er hatte durchaus keine zufriedene Miene!

„Die arme Rose!" schloß die treue Magd, bei der die Liebe der Bonne für das Kind, welches sie groß gezogen, wieder die Oberhand gewann. „Ihr Fehler ist's indessen auch nicht .... gab ihr doch ihre Mutter eine so verdrehte Erziehung! Sie lehrte sie, gar nichts so zu tun, wie andere ... Und sie leidet ja gleichfalls, wenn sie in diesem trockenen Ton zu mir spricht ..... sie muß leiden, denn im Grunde genommen hat sie ein gutes Herz!"

XXIII.

„Unternahmen Sie häufig solche Ausflüge wie damals zu Garches?" fragte André am nächsten Morgen seine Gattin plötzlich.

Sie schritten auf dem sich längs des Strandes hinziehenden Wege dahin, sie hatte seinen Arm losgelassen um einige Blumen zu pflücken und ihr Gesicht war über die wilden Blumen geneigt.

„Ja," sagte sie langsamen, abgemessenen Tones. „Eine hochbegabte Schauspielerin, die seit zwei oder drei Jahren sich von der Bühne zurückgezogen hatte, besaß daselbst ein wunderhübsches Landhaus, in welchem sie alltäglich die jungen Leute besserer Klasse nebst mehreren Künstlern versammelte und wo man sich vortrefflich unterhielt. Saint-Chaix zeichnete sich durchaus nicht durch seinen Geist aus, da er aber für Pferde schwärmte und seine eigenen Jedermann gern zur Verfügung stellte, war er allerorten sehr beliebt. Er wohnte irgendwo in der Nähe, doch weiß

ich nicht genau wo. Und dort in Garches lernte ich auch reiten."

Noch niemals hatte sie so lange und zusammenhängend über ihre Vergangenheit gesprochen. Just war völlig erstaunt, fühlte sich jedoch sehr angenehm berührt.

„Die Schauspielerin ist eine liebenswürdige Dame, die eines wohlverdienten guten Rufes genießt. Wenn Sie wollen, stelle ich sie Ihnen vor," fuhr Rose fort, indem sie zu ihm zurückkehrte; „sie bewegt sich in den besten Kreisen."

„Ich danke Ihnen," versetzte André sanft; „doch wissen Sie ja, daß ich kein besonderer Freund von neuen Bekanntschaften bin."

„Wenn Sie es gestatten, mein Freund," sagte sie und ergriff seinen Arm, „so will ich Ihnen unter Wahrung aller Ihnen gebührenden Rücksichten rückhaltslos gestehen, daß diese von Ihrer Geschmacksrichtung diktirte Zurückgezogenheit mit der meinigen gar nicht übereinstimmt, ja derselben sogar stracks zuwiderläuft. Ich habe stets in der Welt gelebt . . besser gesagt, in einer gewissen Welt, in welcher man sich gerne sieht, in welcher unschuldige Vergnügen erlaubt sind, wo Theater, Musik, Tanz und sonstige Körperübungen offen eingestanden werden, wo die Gatten ihre Frauen begleiten, wenn sie wollen, und sie allein gehen lassen, wenn sie Lust haben, daheim zu bleiben; in einer Welt, die, wie ich ja zugeben

will, nicht die vornehmste ist, in welcher wir aber die Mitglieder der besten Gesellschaft sehen, die sich nichts zu vergeben glauben, wenn sie sich unter uns mengen; in einer Welt, in welcher man Hochzeiten und Taufen feiert, in welcher, mit einem Worte, dieselben Faktoren vorhanden sind, wie in den höchsten Gesellschaftskreisen, denen sie bei Verachtung jeglichen Vorurteils auch vollkommen gleich ist."

Sie ging gleichmäßigen Schrittes an seiner Seite einher und sprach mit einer ruhigen Sicherheit, einer Würde, die sie wahrlich den Frauen aus den bessern Ständen ebenbürtig machte. André sagte sich dies auch.

„Und diese Welt, mein Freund," fuhr sie fort, „ist diejenige, in welcher wir — Sie und ich — leben müßten. Sie werden in derselben Architekten, Bankiers, Komponisten, auch Ingenieure —" sie lächelte so herzgewinnend hierbei — „auch Ingenieure antreffen und alle kommen mit ihren Frauen. Sie spielen daselbst Komödie und laden hierzu die Künstler des Theatre Français ein, sei es, um ihnen Lehren zu erteilen, sei es, um selbst auf der Bühne zu erscheinen; sie sind Mitglieder der beliebtesten Klubs, den Jockey-Klub mit inbegriffen, dem bekanntlich auch Saint-Chaix angehört, wenn sein Geist den erforderlichen Eigenschaften auch nicht entspricht. Was wollen Sie noch? Das Unterhaus? Wir sehen gleicherweise Abgeordnete und

Maler bei uns, die das Portrait derselben Abgeordneten malen. Das Oberhaus? Eine erkleckliche Anzahl von Senatoren findet sich bei uns zusammen. Die Saint-Germain Vorstadt? ... Dies ist der einzige Punkt, bei welchem ich mich besiegt erkläre, dafür aber können Sie einen Teil des Viertels Saint-Honoré antreffen und dies ist duch auch nett! Und nun sagen Sie mir, mein Gatte, weshalb wir diese so tadellos zusammengesetzten Gesellschaftskreise nicht besuchen sollen?"

André blieb ernst, trotz des Reizes des schönen Gesichts, welches sich zu dem seinigen erhob.

„Weil ich, mein geliebtes Kind," sagte er, „noch zu gar keiner Gesellschaftsklasse gehöre und ich durch mich selbst etwas werden will, ehe ich mich unter die Leute menge, die bereits einen Namen besitzen. Mein Name, der blos ein einfacher Taufname ist, wird vielleicht eines Tages geachtet sein, inzwischen aber ziehe ich es vor, in der Zurückgezogenheit und meiner Arbeit zu leben, die mir, wie ich hoffe, Ruhm und Vermögen für Dich, meine süße Frau, bringen wird, die Du mir selbst das größte Glück auf Erden bedeutest."

Er drückte ihren Arm an sein Herz. Sie lächelte und blickte ihn voll Vertrauen an. Er war so schön mit seinem breitrandigen Strohhut, der sein männliches, regelmäßiges Gesicht beschattete. Einen Blick warf er um sich, wie um sich zu ver-

gewissern, daß sie allein seien und drückte dann einen heißen Kuß auf Roses Lippen.

„Aber," begann sie von Neuem, nachdem sie einige Schritte gegangen waren, „aber ich werde schon alt sein, wenn Sie berühmt sein werden... Keine Komplimente, mein teurer Gatte, Sie haben meinen Geburtsschein gesehen. Und bevor ich weiße Haare bekomme, möchte ich noch ein wenig das Leben genießen. Sie wissen es ja, denn ich sagte es Ihnen unter Umständen, die Sie nicht haben vergessen können, daß ich nach Bewunderung lechze. Und sag' mir, Just, ist die Bewunderung der guten Leute in Chartres der Gipfelpunkt der Bewunderung, über den ich nichts mehr beanspruchen darf? Gebührt mir die Bewunderung von Paris nicht mit demselben Rechte?"

„Du willst in Paris leben? Mit dem Vermögen, welches wir besitzen, werden wir in Paris arm sein, während wir hier beinahe reich sind! Warte noch, Rose, habe ein wenig Geduld. In ungefähr zwei Jahren werde ich eine große Arbeit beendet haben, mit welcher ich jetzt beschäftigt bin, und nach dieser Zeit werde ich Deine Wünsche erfüllen können."

Rose war geschlagen; sobald ihr Gatte mit dieser ruhigen Entschiedenheit sprach, half kein Widerstreben mehr, und mit resignirter Miene ließ sie den Kopf sinken.

„Es sei," sagte sie, „inzwischen aber unterhalten wir uns, so gut es eben geht. Wann gehen wir nach Trouville?"

Just verspürte nicht die geringste Lust, nach Trouville zu gehen. Doch kann man nicht immer verweigern. Er nannte also einen Tag der nächsten Woche.

Als sie nach Hause kamen, fanden sie einen Brief vor, der André für den nächsten Tag nach Paris rief.

„Dies enthält vielleicht unsere Zukunft," sagte er zu Rose, indem er ihr das Siegel des Ministers zeigte. „Diese Briefe brachten mir stets nur günstige Nachrichten. Bald, Geliebte, bald hoffe ich, Dir Alles bewilligen zu können, was Du von mir verlangst."

Dies war ja ganz schön; Rose aber war gewöhnt, Alles zu haben, ohne es zu verlangen.

XXIV.

Der Wagen, welcher André zur Bahn führte, brachte Florence mit ihren Kisten und Koffern zurück. Das durch seinen langen Schlummer gänzich zerknitterte Reitkleid wurde über mehrere Stühle gebreitet, damit es seine Falten verliere, und Rose versank in tiefe Gedanken, die der Anblick des Kleides in ihr erweckte.

Es war dasselbe Kleid, welches sie am Tage des Unfalles getragen, sie hatte sich beide Füße gebrochen, trotzdem der Abgrund, über welchen sie zum Scheine setzen mußte, gar nicht vorhanden war, und das Gewebe selbst trug keine Spur des Sturzes.

„Ich kann's gar nicht sehen!" murmelte Florence. „Eine Gänsehaut überläuft mich. Und Du, mein Kind, wirst den Mut haben, es anzuziehen?"

„Ich bin nicht abergläubisch," versetzte Rose ruhigen Tones, „und fürchte mich vor nichts."

„Das ist's ja eben, was mir Furcht einflößt.

Doch Du wirst ja wissen, mein Kind, was Du zu tun hast."

Die alte Magd hatte sich seit einiger Zeit bedeutend verändert. Ihr rüstiges Wesen, ihr zurechtweisender Ton, den sie zuweilen angenommen, war einer Lässigkeit, einer Unterwürfigkeit gewichen, die eine auffallende Abnahme ihrer geistigen und körperlichen Kräfte verriet.

Die letzten Worte hatte sie nun mit so leiser, beinahe erlöschender Stimme gesprochen, daß Rose sie ein wenig überrascht anblickte.

„Bist Du krank?" fragte sie sanfter. Die Reise hat Dich gewiß ermüdet . . ."

„Nicht mehr, wie ein anderes Mal . . . Nur bin ich nicht mehr jung, mein Kind, und das ist meine Krankheit. Sicherlich macht mich das Alter so empfindlich. Wenn Du jetzt so kurz und trocken mit mir sprichst, wie es bei Dir häufig der Fall ist, so macht das einen sonderbaren Eindruck auf mich. Früher war ich nicht so empfindlich . . . Doch wird das ja vorübergehen, oder ich werde selbst gehen."

Sie sprach die letzten Worte mit erzwungener Heiterkeit, doch standen ihr die Augen voll Thränen; — sie wandte sich hinweg, um dieselben abzutrocknen.

„Lege Dich ein wenig zu Bette, Alte, um Dich auszuruhen," sagte Rose sanft und legte ihr die Hand auf die Schulter.

Der Druck dieser geliebten Hand erhöhte blos

die Erregung der alten Dienerin. Sie brach in Thränen aus, die sie nicht mehr zurückzudrängen vermochte, und streckte die Hände aus, um sich an dem zunächst stehenden Gegenstande festzuhalten.

Erschrocken half ihr Rose, sich auf einen Stuhl niederzusetzen und holte ihr rasch ein Glas Wasser. Die Aufregung der alten Florence beschwichtigte sich indessen bald, und lange Seufzer, die sich ihrer gepreßten Brust entrangen, verdrängten das Schluchzen.

„Was hast Du nur, Florence? Du bist ja krank. Weshalb verheimlichst Du es mir? Kannst Du mir denn nicht Alles erzählen, was Dir widerfährt? Hast Du kein Vertrauen mehr zu mir?“

Die alte Frau schüttelte den Kopf und nach einer großen Anstrengung, ihre Aufregung zu bemeistern, gelang es ihr, zu Worte zu kommen.

„Sieh, mein Kind,“ sagte sie langsam und große Pausen machend, die ihre noch nicht gänzlich bezwungene Bewegung ihr auferlegte, „man soll Gott nicht versuchen! Seit einiger Zeit führst Du ein wahrhaft halsbrecherisches Leben . . .“

„Ich? was fällt Dir ein!“ rief Rose aus, deren Gesicht sich mit einer tiefen Röte überzog.

„Ja, Du! Du fordertest mich auf, zu sprechen, und nun spreche ich. Voriges Jahr wolltest Du Dich tödten, weiß der Himmel, aus welchem Grunde! Aus Prahlerei, aus Wahnsinn, aus Laune . . .

Hernach wolltest Du das niedliche Heimwesen des Doktors zerstören . . .“

„Florence!“

Die alte Magd ließ sich durch den Ausdruck des Zornes nicht stören, der diesen Ausruf begleitete, — sie war entschlossen, sich das Herz frei zu reden.

„Ja, ja, Du magst immerhin ungehalten sein, Du weißt doch, daß es die Wahrheit ist. Und wenn der Doktor nicht mehr Herz und gesunden Sinn besessen hätte, als Du, so gäbe es heute drei — vier betrübte und kummervolle Menschen mehr auf der Welt! Herrn André hast Du aus Laune und Prahlerei geheiratet, genau so, wie Du in Tours Dich ins Unglück gestürzt hast, nur um der Welt zu zeigen, daß Du Dich vor nichts fürchtest. Jetzt will Dein Gatte nicht, daß Du mit diesen Zierbengeln Spazierritte machst, und er hat Recht; Du aber bist starrsinnig und wirst es doch tun, denn ich kenne Dich genau, Rose, und weiß, daß Du Alles tust, was Du willst, und solltest Du es Dein ganzes Leben lang bereuen müssen . . . Du versuchst Gott, mein Kind, und das soll nicht sein! Man soll dem Schicksal nicht zu sehr trotzen, denn eines schönen Tages gewinnt es die Oberhand und schmettert Euch in die Tiefe!“

Rose hatte sie sprechen lassen, ohne sie zu unterbrechen. Eigentlich hatte sie tödtliche Angst, daß auch Florence den Namen Simondi vorbringen

würde, gleich allen anderen, die ihr denselben seit zwei Tagen so grausam ins Gesicht schleuderten. Abgesehen von diesem Namen, von dieser Erinnerung, kümmerte sie sich um nichts. Zwar vernahm sie das einförmige Gerassel der altersschwachen Stimme, die Worte derselben aber drangen nicht an ihr Ohr.

Da keinerlei heftiger Ausruf ihre Worte unterbrach, Rose sogar nachdenkend und mit gänzlich fernab liegenden Gegenständen beschäftigt schien, seufzte die alte Frau auf, erhob sich und schritt zur Tür.

„Fühlst Du Dich schon wohler?“ fragte die Schauspielerin mit der banalen Güte, die man aller Welt entgegenbringt und die nichts, oder doch nur so wenig kostet, daß es sich nicht der Mühe lohnt, darüber zu sprechen.

„Ja, ich danke Dir. Jetzt will ich nach dem Essen schauen,“ versetzte Florence und verschwand.

Als Rose allein war, klangen ihr die letzten Worte der alten Dienerin doch noch in den Ohren. In der Tat entsprang Alles, was sie seit einiger Zeit machte, blos ihrer Launenhaftigkeit, ihrem Stolze. Weshalb konnte sie ihren Gatten nicht lieben? Weshalb flößten ihr die edlen Eigenschaften André's, die sie nicht verkennen konnte, eine mit Mißachtung gepaarte Ungeduld ein, statt sie zu rühren, zu bewegen? Blos wenn er den Gebieter

hervorkehrte, fühlte sie sich bezwungen und selbst da hätte sie ihn beinahe gehaßt, statt ihn zu lieben.

Ein heftiges Sehnen, diesem Joch zu entschlüpfen, sich durch Kühnheit und Freiheit zu berauschen, erfaßte sie mit solcher Gewalt, daß sie plötzlich vom Schwindel befallen wurde. Sie öffnete das Fenster, welches auf den Strand ging und, die Arme über der Brust gekreuzt, athmete sie tief und lang die scharfe, salzige Meeresluft, den durchdringenden und jodhaltigen Geruch des von den Wellen an den Strand gespülten Seetanges ein. Wohlgefällig betrachtete sie das unaufhörliche Kommen und Gehen der Wogen, die sich an einer Felsenecke brachen, deren schwarze Spitze denselben eine unbesiegbare, trotzige Verachtung entgegenzusetzen schien.

„Frei, unabhängig sein!“ sagte sie; tun, was mir beliebt, Niemanden um Rat fragen, kommen und gehen, bewundert und geliebt, wenn es mir einfällt, allein sein, wenn ich will ...... Dies ist ja die reine Sklaverei, dieses Leben, welches ich in meiner Verblendung auf mich nahm! Ich kann mich all' diesen engen und lächerlichen Gesetzen ebenso wenig fügen, wie dieses Meer der Hand des Menschen gehorchen kann! ..... Reisen, die freie Luft einathmen, bleiben, gehen, wenn ich will, sowie der Wind, der den Schaum der Wellen entführt ....“

Sie erschauerte am ganzen Körper gleich dem Pferde, das noch niemals ein Gebiß zwischen den Zähnen gehabt und welches den Bändiger mit der Peitsche dann eintreten sieht ....

Florence öffnete die Tür und meldete wie jeden Tag: „Es ist aufgetragen.“

„Ich esse nichts!“ sagte Rose, hastig nach Hut und Mantel greifend. „Ich mache einen langen Spaziergang und werde erst sehr spät nach Hause kommen. Den Schlüssel nehme ich mit mir.“

Die alte Frau gab keine Antwort. Sie hatte ihre Beredtsamkeit für eine lange Zeit erschöpft. Als aber die Außentür geschlossen worden, folgte sie mit den Augen ihrer Gebieterin, die raschen und gleichmäßigen Schrittes sich in östlicher Richtung entfernte.

„Das wird ein schlechtes Ende nehmen!“ sagte sie und ließ den Kopf mit einem schmerzlichen Seufzer sinken.

Lange schritt Rose am Strande dahin. Ehemals war sie eine unermüdliche Fußgängerin gewesen, seit ihrer Krankheit aber hatte sie eine so lange Strecke nicht zurückgelegt. Ermüdet, wenngleich noch immer erregt, ließ sie sich auf einem Felsblock nieder, von wo sie Trouville sehen konnte, wo bereits hier und dort einige Lichtpunkte aufflammten. Vorerst der Leuchtturm, sodann das Kasino, erkenntlich an einer regellosen Masse brennender Punkte, hierauf die

Laternen längs des Ufers, in den Straßen, überall. Sie hatte noch die Hälfte des Weges vor sich und fühlte sich fähig, auch die zurückzulegen. Schon erhob sie sich, um von Neuem auszuschreiten. Dort würde sie Leben, Bewegung finden. Die strenge Zurückgezogenheit ihrer Ehe war blos ein Irrtum, eine Lüge. Ein unbedeutender, physischer Umstand hielt sie wie immer in den wichtigsten Augenblicken ihres Lebens zurück. Sie war zu einfach gekleidet, um sich unter die glänzende Menge zu mischen. Und gar zu Fuße! Eine elegante Frau kommt nicht zu Fuße von so weit her. Beruhigt, aber nicht entmutigt, schlug sie langsam den Rückweg nach Villers ein.

Daheim angelangt, fand sie ein kaltes Abendessen vor, welches die fürsorgliche Florence bereitet hatte. Diese wartete auf ihre Gebieterin, wagte aber nicht hervorzukommen. Langsam entledigte sich Rose ihres von der feuchten Abendluft durchnäßten Mantels und Hutes und ließ sich an dem Tische nieder, denn der anstrengende Gang und die scharfe Luft hatten ihr Appetit gemacht. Als sie die Serviette entfaltete, fand sie eine Depesche auf ihrem Teller liegen.

„Kann zu meinem Leidwesen erst übermorgen heimkehren," besagte André's Botschaft.

„Welches Glück!" sagte seine Frau laut.

XXV.

Am nächsten Tage stand Rose zu sehr später Stunde auf. Auch in dieser liebgewonnenen Eigenheit ward sie durch die Gewohnheiten ihres Gatten beeinträchtigt. So sorgfältig er auch jedes Geräusch vermied, wenn er hinausging, so ward sie dennoch beinahe immer durch das leise Reiben der Tür auf dem Teppich erweckt und wenngleich sie zumeist wieder einschlief, so blieb sie trotzdem den ganzen Tag über ein wenig mißgestimmt.

Sie klingelte Florence und ließ sich langsam wie ehedem ankleiden. Die alte Magd wurde völlig überrascht durch die Heiterkeit und Sanftmut der jungen Frau.

„Was für Wetter ist draußen?" fragte Rose. „Ich bin überzeugt, daß die Sonne scheint."

„Die Sonne scheint wohl nicht, doch regnet es

auch nicht," versetzte Florence. „Vorläufig ist's freilich noch mitzunehmen."

Rose beendete ihre Toilette und verlangte ihr Frühstück. Während sie dasselbe verzehrte, lockte sie plötzlich das Geräusch von Pferdehufen und Räderrollen ans Fenster, woselbst sie eine förmliche Kavalkade erblickte. Sie sah Max, Saint-Chaix, Pornic und noch ein halbes Dutzend anderer Herren die einen zu Pferde, die anderen zu Wagen, und mehrere Bediente, welche Reitpferde an den Zügeln führten.

Saint-Chaix erblickte Rose am Fenster und sandte ihr einen tadellosen Gruß zu. Im nächsten Augenblick war er bereits aus dem Sattel gesprungen und, gefolgt von seinen Begleitern, die Treppe hinaufgeeilt.

„Da der Berg nicht zu Mahomet kommen wollte," begann er gezierten Tones, „sind wir zum Berge gekommen. Wir entführen Sie, meine Gnädige, um einen Ausflug übers flache Land zu machen. Wo ist Herr André?"

„In Paris!" versetzte Rose mit einem sonderbaren Gemisch von Freude, Unmut und Zaudern.

„In Paris? Trefflich! Also bitte, nur rasch ... Kleiden Sie sich an! Wir führen Mundvorrat mit und werden in Clairefontaine frühstücken."

„Ich habe bereits gefrühstückt," sagte Rose.

„So werden Sie noch einmal frühstücken. Eilen wir; die Sonne wird gleich zum Vorschein kommen,

und dann wird es zu heiß sein. So hat es wenigstens Max heute Morgen in seinem Journal gelesen, gelt, Max? Also vorwärts, meine Herren, lassen wir Frau André Zeit, die Toilette zu wechseln. Wie lange benötigen Sie, hierzu meine Gnädige?"

„Zehn Minuten!" erwiderte Rose, von dem Dämon erfaßt, der sie seit gestern noch keinen Augenblick freigegeben.

„Sehr gut! Sie hören, meine Herren, in zehn Minuten. Auf Wiedersehen!"

Damit stürmte er die enge Treppe des Häuschens wieder hinab, und die ganze elegante Gesellschaft befand sich auf der Straße versammelt, zum nicht geringen Ergötzen der Kinder und alten Weiber, die der ungewohnte Anblick herbeigelockt hatte.

„Dein Gatte wird unzufrieden sein," bemerkte Florence furchtsam, als Rose das kleine Hütchen aus ihren Händen nahm, welches sie verwegen auf das reiche Haar stülpte.

„Um so besser!" versetzte die junge Frau ruhigen Tones, indem sie nach ihrer Reitpeitsche griff. Sie ließ dieselbe zwei-, dreimal durch die Luft pfeifen, versetzte einem Buche Andrés, welches auf dem Tische vergessen worden, einen leichten Hieb und schritt rasch die Treppe hinab.

„Hurrah!" schrie die kleine Schaar aus Trouville bei ihrem Anblick, „Bravo!"

Einige klatschten in die Hände. Mit einer theatralischen Bewegung richtete sich Rose stolz empor und verneigte sich wie ehemals, wenn sie auf der Bühne für einen besonders begeisterten Beifall zu danken hatte.

„Es lebe Rose Rozier!" riefen einige entzückte Bewunderer aus.

Man brachte ihr das Pferd. Mit einem raschen Blick überzeugte sie sich, daß Alles in Ordnung sei, und dann schwang sie sich, ohne Jemandes Beistand anzunehmen, mit einer ebenso kräftigen wie anmutigen Bewegung empor und fiel in tadelloser Haltung auf den Sattel nieder.

„Heia! Rose, ganz wie früher!" sagte Saint-Chaix begeistert. „Das macht uns urplötzlich wieder jung, he?"

„Hopp!" rief Rose aus und hob die Hand.

Die Stute griff weit aus, und dahin klapperten die Hufeisen über das Pflaster von Villers, während der Proviantwagen schwerfällig nachgerumpelt kam.

„I Du meine Güte! Das ist ja das Ende der Welt!" behaupteten die ehrbaren Frauen des Ortes, die auf dem Platze umherstanden.

„Ach, laßt doch! Die Pariser unterhalten sich auf keine andere Weise," bemerkte ein Mann, der in aller Gemütsruhe seine Pfeife rauchte.

Die kleine Kavalkade trabte über schattige Wege

zu zweien und zweien dahin. Sant-Chaix war nichts weniger als zufrieden, denn an der Spitze ritt Pornic mit Rose. Der Eifer des wackeren Jungen hatte also nur schwachen Lohn gefunden. Pornic gehörte indessen zu den Leuten, die, wenn sie im Vorteil sind, sich für einfältig erklären, wenn sie denselben nicht völlig ausnutzen und wenn sie es nicht sind, nicht eher Frieden geben, als bis sie ihn erlangen.

Für den Augenblick suchte er seinen Vorteil bei Rose und schien ihn dort auch finden zu sollen. Bei der Stimmung, in welcher sich die junge Frau befand, konnte blos ein unternehmender Liebhaber auf einen Erfolg in ihren Augen rechnen, was bei dem Charakter der ehemaligen Schauspielerin nicht Wunder nehmen kann.

Gérard Pornic war gerade gut genug erzogen, um sich keine unverzeihliche Rohheit zu Schulden kommen zu lassen und gerade so weit jeglichen moralischen Sinnes bar, um nur da, wo ihm sicherer Erfolg winkte, einen Angriff zu wagen. Schon bei der ersten Begegnung hatten ihm die gezwungene Haltung Rose's und die ernste Miene André's einen Zwiespalt im Innern des schlecht zusammengestellten Haushaltes verraten. Und da irgend Jemand sich dies ganz sicherlich zu Nutze machen wird, warum sollte er es nicht sein?

Er glaubte nicht an die Tugend beim Theater;

— in diesem Punkte hatte er auf jeden Fall Unrecht. Er glaubte nicht an die Festigkeit eines Ehebundes, welcher den beiden Gatten die Achtung der Welt nicht im gleichem Maße erwirbt und hierin hatte er vielleicht Recht. In diesem speziellen Falle nun war er überzeugt, daß sich Rose von André, oder André von Rose trennen und diese ihre frühere Lebensweise wieder aufnehmen werde, für welche sie geschaffen war. Er scheute sich nicht, eventuell mit dem Gatten eine Kugel zu wechseln, da es für einen Menschen wie er nur eine Ehre wäre, sich mit einem Manne wie André schlagen zu können. Wenn er aber Rose's Liebe gewinnen könnte, ohne sich dem Feuer des Ingenieurs auszusetzen, weshalb denn nicht? Unumgänglich notwendig war dies ja nicht.

Während sie nun an der Spitze des Zuges in einiger Entfernung von den anderen durch einen Hohlweg ritten, erblickte Rose einen blühenden Zweig über ihrem Haupte, welcher ihren Hals zu streifen drohte. Sie hob ihre Reitgerte, um denselben im Vorübersprengen abzuschlagen, doch trabte ihre Stute zu rasch dahin und sie verfehlte den Zweig. Mit einem heftigen Ruck aber hatte Pornic plötzlich sein Thier angehalten, daß es sich fast kerzengerade aufbäumte und den ausersehenen Zweig mit der Hand abgebrochen, worauf er Frau André nach-

sprengte, die den Trab ihrer Stute wohl verlangsamt, aber nicht angehalten hatte.

„Hier," sagte er, ihr seine Beute überreichend.

Sie nahm den Zweig, dankte mit einem Lächeln; indem er aber seine Hand ausstreckte, gewahrte sie, daß die Dornen den Handschuh des jungen Mannes ganz zerrissen hatten, während Blutstreifen über die Hand rieselten.

„Sie haben sich verletzt?" fragte sie mit dem vom guten Ton bedingten Mitleid, welches man in ähnlichen Fällen an den Tag zu legen bemüßigt ist.

Pornic wischte den Handschuh mit seinem Taschentuch ab, welches er wieder einsteckte und trieb wieder sein Pferd an, ohne anders als durch eine gleichgiltige Bewegung zu antworten.

„Nicht so weit nach links!" tönte die Stimme Saint-Chaix' hinter ihnen, der eilig herangesprengt kam. „Sie reiten ja wie besessen! Meine Pferde halten das nicht aus."

Sie hielten auf einer rasenbedeckten Waldlichtung an, von welcher sich vier Wege abzweigten; alte, mit prachtvollen Ulmen bepflanzte Erdmauern, die vielleicht noch aus der Zeit Wilhelms des Eroberers herrührten, bildeten die lückenhafte Umzäunung von ehemals abgegrenzten Erdstücken und umgaben ein bemoostes Granitkreuz, von welchem ein Arm abgebrochen, der auf den dasselbe umfassenden, mit gelben Flechten überzogenen Marmorstufen lag.

Man stieg aus den Sätteln und die Grooms beschäftigten sich mit den Pferden, während einige Diener ein reiches Mahl auf den Stufen des Kreuzes ausbreiteten. Die Weinflaschen wurden zum Abkühlen in einen murmelnd dahinfließenden Bach gesteckt, der unterhalb einer Mauer hervorsprudelte, den Weg kreuzte und zur Bewässerung anderer Landstrecken davoneilte.

„Hier ist's schön, wie?“ sagte Saint-Chaix, der den Hausherrn machte. „Sie waren noch niemals hier, nicht wahr Rose“?

„Noch niemals,“ versetzte diese.

„Woran denkt denn Ihr Gatte, daß er Sie an einem Orte, der so zahlreiche reizende Partien aufweist, zu Hause gefangen hält?“

Rose zuckte mit den Achseln, offenbar um damit anzudeuten, daß ihr Gatte jedenfalls an ganz andere Dinge denke.

„Gestehen Sie doch offen, Rose,“ nahm Richelet mit verschmitzter Miene das Wort; „weshalb haben Sie eigentlich geheiratet?“

Sie blickte ihn hochmütig an, dann aber glitt ein bitteres, böses Lächeln über ihre Züge.

„Weshalb? Ganz einfach nur, um verheiratet zu sein.“

Pornic lächelte; — Rose begegnete seinem Auge, welches keinerlei Erstaunen ausdrückte.

„Es war wohl unbedingt nötig zu Ihrem

Glücke, wie?“ fragte Saint-Chaix, den die Wärme und eine Flasche Champagner beinahe schon berauscht hatten. „Eine Liebesheirat, wie?“

Durch den Dämon gedrängt, dem sie anheimgefallen war, versetzte sie geringschätzend: „Nein!“

„Ich wußte es ja,“ fuhr Saint-Chaix fort. „Ihr Gatte ist nicht der Mann dazu. Er ist ein sehr schöner Junge, doch sind diese Schönheiten nicht nach Ihrem Geschmacke, wie? Er gleicht einem Standbild des Apostel Paulus oder Petrus in einer Kirche, aber was ihm fehlt, das ist das Leben, hab' ich Recht? Aber reich ist er wohl?“

„Auch nicht!“ versetzte Rose, ihn fest anblickend.

„Dann mag mich aber der Teufel holen, meine Liebe, wenn ich verstehe, weshalb Sie ihn geheiratet haben.“

„Um verheiratet zu sein!“ sagte sie ruhig. „Weder Sie, noch Richelet, noch Max hätten Rose Rozier geheiratet.“

„Aber ich hätte Sie geheiratet,“ sagte Gerard Pornic mit leiser Stimme ganz nahe an ihrem Ohr.

Sie warf ihm einen schnellen Blick zu.

„Wir alle hätten Sie geheiratet,“ rief Saint-Chaix aus, „wir Alle! Sie hätten nur ein Wort zu sagen brauchen! Wer in dieser Welt hätte auf den Gedanken kommen sollen, daß Sie von der Laune zu heiraten erfaßt würden! Auf Ehre, von

all Ihren Einfällen war dieser noch der drolligste! Wahrhaftig — — —"

Er lehnte sich zurück und brach in ein unauslöschliches Gelächter aus, gleich den Göttern Homer's, während Max rasch das Wort ergriff, um ihn, wenn möglich, daran zu verhindern, neue Dummheiten vorzubringen.

„Alles in Allem," sagte er ernst, „haben wir Frau Just André zu einer Begebenheit nur zu beglückwünschen, die sie zu dem Range unserer beneidetsten jungen Frauen erhebt und die ihr die Ruhe und Sammlung gewährt, die man beim Theater nur dann erlangt, wenn man auf Alles verzichtet, was einem bis dahin lieb und wert gewesen."

„Wir aber haben sie verloren, unsere liebenswürdige Rose Rozier," nahm Richelet auf und schlug seine schmelzendsten Töne an. „Ist es wahr, daß man Sie niemals wieder hören wird? Ich erinnere mich, daß Sie bei einer Vorstellung in Havre das ganze Publikum zu heller Begeisterung hingerissen haben."

„Wenn Sie mich hören wollen, meine Herren," entgegnete Rose beißend, „so brauchen Sie sich blos den besten Gesellschaften in Chartes anzuschließen, in welchen ich zuweilen Gedichte vortrage."

Damit leerte sie ein Glas Chateau d'Yquem, während die ganze Gesellschaft in helles Lachen ausbrach.

„Tragen Sie uns Gedichte vor, meine Gnädige! — Frau André! — — Rose! ein Gedicht! ein Gedicht!“

So tönte es von Aller Lippen, nur Pornic sagte nichts.

„Sie lieben wohl keine Gedichte, wie?“ fragte ihn Rose spottend.

„Aus Ihrem Munde will ich blos die meinigen vernehmen,“ antwortete er leise. „Zwei volle Jahre arbeitete ich für Sie . . .“

„Wahrscheinlich während ich todt war?“ lachte sie laut auf.

„Nein, schon früher,“ fuhr er unbeirrt fort; „seither habe ich nichts mehr gearbeitet.“

„Ein Gedicht, Rose, ein Gedicht!“

Mit einem Male entsann sie sich der Abende, da ein begeistertes Publikum sie zehnmal nach einander herausrief, da sie über Blumenkronen, über Kränze und Schleifen dahinschritt, da dieses Provinzpublikum, welches hundertmal dankbarer und empfänglicher ist, als jenes von Paris, nur für sie zu leben schien und welches den bekannten Namen der angebeteten Künstlerin selbst in den engen und dunkeln Straßen einer alten Stadt ertönen ließ.

Dies war also zu Ende? Niemals, niemals wird sie den Rausch dieser begeisterten Huldigungen wieder durchkosten? Wenn sie das Andenken der von den Dichtern für die Liebe und Begeisterung

zukünftiger Generationen geschaffenen Gestalten erneuern wird, wird sie immer nur die forschenden Augen oder die neugierigen Brillen von Leuten vor sich haben, die sich von allen Dingen stets das Beste aussuchen?

Statt donnernder Jubelrufe, die sie einst begrüßten, wird sie fortan blos das Klatschen fein behandschuhter Hände seitens dieser wackeren Leute vernehmen, die gleicherweise unfähig sind, den Dichter zu verstehen, wie den Künstler zu würdigen?

Sie erbebte am ganzen Körper und erhob sich. Tiefe Stille trat ein. Nichts vernahm man, als das Säuseln des Windes in den Zweigen und das entfernte Gemurmel des Baches, der in munteren Sprüngen den umliegenden Wiesen und Feldern zueilte. Am Fuße des Kreuzes, auf den Granitstufen stand sie aufrecht da, hoch und schlank in dem dunkelblauen Reitkleid, unbedeckten Hauptes, mit ernstem Auge, dessen Blick sie sozusagen in sich selbst versenkt hielt.

Mit leiser und harmonischer, leicht bebender Stimme begann sie die Stelle aus „Phaedra“:

„Götter! ach daß ich doch nicht im Schatten
des Waldes gesessen wäre!“

Sie sprach mit verhaltener Leidenschaft, mit rührender Mattigkeit, die ihre Zuhörer trotz deren Abgestumpftheit erschauern ließ. Sie sprach die Verse mit solch' wahrem Ausdruck, mit solcher

Wärme, daß eine tiefe Stille eintrat, nachdem sie geendet.

„Noch mehr!“ riefen ihre Zuhörer aus, indem sie die Hände nach ihr ausstreckten.

Sie deklamirte noch andere Verse, darauf wieder andere. Mit verändertem Tonfall sprach sie die satyrischen Gedichte Musset's, dazwischen die leidenschaftlichen Werke realistischer Dichter und durch die eigene Wärme, durch das eigene Feuer hingerissen, sprach sie die Worte des Dichters, wie sie noch niemals etwas in ihrem Leben gesprochen.

Endlich hielt sie inne; — ein Jubeln, ein Jauchzen, ein Beifall ward ihr zu Teil, daß sie sich in die schönsten Tage ihrer Triumphe zurückversetzt glaubte. Blos Gerard Pornic sagte nichts. Sie blickte ihn fragend an. „Mein Traum,“ sprach er, eine unbestimmte Handbewegung machend, „Sie könnten meinem Werke Fleisch und Blut verleihen . . . Wir sprechen noch darüber.“

Die Diener eilten geschäftig hin und her und räumten Alles wieder in den Proviantwagen zurück, was zum Frühstück gedient hatte. Erschöpft hatte sich Rose auf dem Rasen niedergelassen und verharrte dort schweigend.

„Gehen wir nach Hause,“ sagte sie plötzlich. „Ich bin müde.“

Die Pferde wurden vorgeführt: sie ritt wieder

an der Spitze, jedoch mit Saint-Chaix neben sich. Pornic war zu schlau, sich aufzudrängen.

Still und verdrießlich, wie es häufig der Fall ist, wenn man zu lärmend und zu heiter gewesen, kehrte man nach Villers zurück. Rose glitt rasch vom Pferde und trat ins Haus, ohne Jemanden einzuladen, ihr zu folgen.

Sie ließ sich von Florence auskleiden und begab sich zu Bette, ohne diniren zu wollen.

„Ich bin müde," lautete ihre Antwort auf die vorsichtigen Fragen der klugen Alten.

Dies schien nur natürlich zu sein, und Florence schlich auf den Fußspitzen hinaus, um sie schlafen zu lassen.

XXVI.

Spät am andern Morgen erwachte sie mit dem unbestimmten Gefühl, daß sie einen Frohndienst vor sich habe. Nach einigem Nachdenken gelangte sie zu der Wahrnehmung, daß dieser Frohndienst die Rückkehr ihres Gatten sei. Schön! Der schöne gestrige Tag wird also keine Fortsetzung haben!

Wie nach ihren auf der Bühne gefeierten Triumphen erinnerte sie sich ausschließlich nur an das, was ihr Vergnügen gemacht hatte. Sie hörte es denn auch mit schlecht verhehltem Unmute an, als ihr Florence mitteilte, daß Herr André wahrscheinlich mit dem Nachmittagszuge ankommen werde. Fast hatte sie Lust, nach Trouville zu gehen, und nur der Gedanke, daß André während ihrer Abwesenheit anlangen und dies einen heftigen Auftritt herbeiführen könnte, hielt sie von der Ausführung ihres Planes zurück.

Gegen zwei Uhr wurde ihr ein kleines Päckchen

überbracht, welches von einem Diener ohne Livrée abgegeben worden, der sich, ohne Antwort abzuwarten, wieder entfernte. Hastig riß sie die Umhüllung ab und erblickte ein Etui, welches ein Medaillon enthielt, in dessen Mitte eine einzelne Perle, aber von seltener Schönheit, prangte.

Begleitet war die Sendung von einigen Zeilen Saint-Chaix':

„Verehrte Frau! Sie haben uns gestern einen so hehren Genuß bereitet, daß ich die Erinnerung an denselben für ewige Zeiten verherrlichen möchte. Da ich dies aber nur in meinem Herzen allein zu bewerkstelligen vermag, so bitte ich Sie, dieses Medaillon zuweilen zu tragen zur Erinnerung an Ihren ergebenen

E. von Saint-Chaix."

„Dies hat nicht er verfaßt," sagte Rose, indem sie das Blatt sinken ließ. „Er ist dazu nicht im Stande."

Nachlässig besichtigte sie das Medaillon; — als sie das Etui aufhob, um es wieder in dasselbe zurückzulegen, bemerkte sie ein zweites Couvert darunter. Dasselbe trug keine Aufschrift und war nicht verschlossen.

Sie fand ein Sonett in demselben; — es trug zwar keine Unterschrift, doch wußte sie trotzdem, von wem es herrühre. Gerard Pornic sprach ihr von

seinem Traume . . . . Sie las das Gedicht zweimal, faltete es sodann zusammen und legte es in ihren Schreibtisch. Darauf schrieb sie ein sehr kurzes Billet, welches sie unverzüglich durch einen verläßlichen Boten sammt dem Schmuckkästchen nach Trouville sandte:

„Um die Erinnerung des gestrigen so angenehmen Tages meinem Gedächtnisse einzuprägen, mein Herr, können Sie kein besseres Mittel finden, als sich auf mein Gedächtniß selbst zu verlassen. Es ist treu und anhänglich wie ich selbst.

Madeleine André.“

„Er wird sich ärgern,“ sagte sie; „doch wird dies eine Belehrung für ihn sein. Er erinnert sich zu oft an Rose Rozier und zu wenig an Frau André! Armer Junge! Dessenungeachtet ist er nicht übel.“

Saint-Chaix war wirklich verdrießlich, als er sein Medaillon zurückerhielt, da er aber ein guter Junge war, hinderte ihn dies nicht, Rose mehr denn je zu bewundern und dies auch Jedermann offen zu gestehen.

Als Pornic von dem Vorfall Kenntnis erhielt, begehrte er, das Etui zu sehen; doch so sehr er dasselbe auch nach allen Seiten drehte und wendete, fand er seine Verse nicht mehr vor, was ihn übrigens auch ungemein gewundert hätte.

André langte erst spät Abends an. Rose schlief, oder schien zu schlafen, und er wollte sie nicht stören.

Am andern Morgen beim Frühstück berichtete er ihr eingehend über seinen Aufenthalt in Paris. Sie hörte ihm mit exemplarischer Geduld zu und wartete, bis das Frühstück beendet war, um eine Erklärung abzugeben, deren Dringlichkeit sie bei sich empfand.

„Ich," sagte sie mit klarer, fester Stimme, „ich habe einen sehr angenehmen Ausflug nach Clairefontaine unternommen — kennen Sie den Ort?"

„Nein!" versetzte André! Der Sturm, der sich bisher durch keinerlei Anzeichen verraten, überzog jetzt mit einem Male seinen ganzen Gesichtskreis.

„Der Ort liegt ziemlich weit entfernt, etwa fünf oder sechs Kilometer von hier; der Weg ist sehr angenehm und führt durch ein Tal, durch welches natürlich ein Bach fließt. Am ersten Morgen nach Ihrer Abreise kam Saint-Chaix mit einer ganzen Gesellschaft hierher und brachte Pferde mit sich, deren eines für Sie bestimmt war. Ich ging mit ihnen und wir frühstückten im Walde zu Clairefontaine."

André erhob sich, schlug mit beiden Händen auf den Tisch und fragte:

„Dies haben Sie getan?"

„Ja!" versetzte sie, ihn fest anblickend. „Was finden Sie zu rügen daran?"

„Sie waren allein mit diesen Männern, mit

ihren Bedienten, während ich abwesend war ...... Sie haben meinen Namen entehrt!“

„Ich habe gar nichts entehrt,“ versetzte sie ruhigen Tones. „Ich weiß gar nicht, wo Sie diese grillenhaften Begriffe über die Ehre hernehmen! Eine Gesellschaft ehrenhafter, wohl erzogener Männer kam, um eine unschuldige Landpartie mit uns zu machen; — Sie waren abwesend und ich glaubte, eine lächerliche Prüderie zu bekunden, wenn ich die Einladung abgelehnt hätte. Wenn ich ihnen nicht gefolgt wäre, hätte es die einfachste Höflichkeit erfordert, sie zu einem Frühstück in unserer Wohnung einzuladen. Dies wäre Ihnen wahrscheinlich unangenehmer gewesen und so zog ich es vor, dem Rufe Folge zu leisten .... Es ist also gar nicht notwendig, daß Sie einer so einfachen Sache wegen so heftige Worte machen.“

André hatte inzwischen Zeit gefunden, seine erste Zorneswallung zu unterdrücken.

„Ich halte es gar nicht für so einfach,“ sagte er gemäßigteren Tones; „daß meine Frau in meiner Abwesenheit Männer, und mögen es auch Ehrenmänner sein, an einen Ort begleitet, wo ihre Anwesenheit nicht durch die einer zweiten Frau derselben Gesellschaftsklasse beschützt ist.“

„Also eine Begleiterin wie für die jungen Pensionsdamen?“ fragte Rose ironisch.

„Ganz richtig. Ich finde es nicht so einfach die

Pferde und das Dejeuner eines reichen Mannes anzunehmen, dem man als Erwiderung nicht dasselbe zu bieten vermag, was man von ihm annimmt, da ich weder Pferde, noch Reichtum besitze. Es ist dies vielleicht ein Unrecht von meiner Seite, ja ich bin sogar überzeugt, daß es ein Unrecht ist, doch seien Sie versichert, daß es ganz unabsichtlich ein solches ist und daß ich mich bemühen werde, es gut zu machen. Inzwischen aber war ich entschlossen, mich nicht in die Gesellschaft von Leuten zu mengen, die reicher sind als ich, noch irgend etwas von denselben anzunehmen."

„Nicht einmal Besuche?" fragte Rose die feinen Brauen emporziehend.

„Die schon, da ich dieselben erwidern kann, doch schwöre ich Ihnen, daß ich dies nicht mißbrauchen werde. Hören Sie mich an, Rose: ich bin verpflichtet, Ihre Handlungen, so töricht dieselben auch sein mögen, mit meinem Namen zu decken und entdecke nun, daß mich dies möglicherweise auch mein Leben kosten kann, in keinem Falle aber wird es meine Ehre kosten ..... Sie haben einen Fehler begangen; erkläre ich, daß ich Ihr Vorgehen mißbillige, so haben Sie doppeltes Unrecht getan und darum will ich mir für diesmal die Miene geben, als wäre ich mit Ihrer Tat einverstanden, damit uns Niemand tadeln könne. Wenn Sie aber, nachdem ich Sie gewarnt habe, Ihre

Leichtfertigkeiten fortsetzen, so werden Sie mich nicht mehr so nachsichtig finden."

„Sie würden mich schlagen?" fragte Rose mit bebenden Nasenflügeln.

„Das tut ein Mann von Ehre niemals."

„Was würden Sie denn tun?"

„Das ist meine Sache."

Damit ging er hinaus.

Sie blieb eine Weile in Nachdenken versunken, das Gesicht hatte einen wilden Ausdruck, die Augenbrauen waren gerunzelt.

„Wir wollen sehen!" murmelte sie endlich und begab sich in ihr Zimmer.

XXVII.

Zwei Tage hindurch wurde kein Wort zwischen Rose und ihrem Gatten gewechselt. Florence beobachtete die Beiden mit beunruhigter Miene und bot all ihre diplomatischen Künste auf, um sie zu zwingen, wenn auch nur über die unbedeutenden Begebenheiten des täglichen Lebens einige Worte zu sprechen, doch schlugen ihre Versuche zumeist fehl.

André versuchte zu arbeiten; er bedurfte angestrengter Arbeit mehr denn je, denn seiner Reise nach Paris lag die Uebernahme von Arbeiten von höchster Wichtigkeit zu Grunde, — Arbeiten, wie sie einem jungen Manne nur selten übertragen werden. Die unsichtbar über sein Wohl und Wehe wachende Vorsehung hatte offenbar daran gedacht, daß er eine Frau wie Rose heiraten könnte, wodurch sich seine Ausgaben bedeutend erhöhen würden, ohne daß ihm dabei entsprechende Mehreinnahmen zu

Hilfe kämen und daß ihm demzufolge durch weitere Arbeiten unter die Arme gegriffen werden müsse.

Nach Paris berufen, ward ihm im Ministerium die Mitteilung gemacht, daß ihm eine der wichtigsten Stellen in nicht ferner Zeit zufallen werde, nur bedürfe es hierzu mehrerer Diplome. Man schlug ihm demzufolge vor, eine eingehende Studie über das Flußbett der Meuse einzureichen, — eine Arbeit, die eine Reise nach Belgien und einen längeren Aufenthalt daselbst erfordern würde.

Wenige Monate früher hätte er keinen Augenblick gezögert; jetzt war er nicht mehr Herr über seine Handlungen. Was würde Rose zu dieser Reise sagen, die nicht dem Vergnügen, sondern während einiger Zeit ernsten Studien geweiht wäre, während welchen sich der Gatte nicht mit ihr beschäftigen könnte? Das Vernünftigste wäre ohne Widerrede gewesen, sie in Chartres zurückzulassen und wenige Tage früher hätte sich André, wenn auch nicht ohne Bedauern, so doch ohne Unruhe hierzu entschlossen, — heute war alles verändert. Konnte er dieser Frau, die sich instinktiv gegen Alles sträubte, was irgendwie an Unterwerfung und Pflicht grenzte, die Freiheit und somit die Verantwortlichkeit für ihre Handlungen überlassen?

Ermattet durch seine geheimen Sorgen, unfähig, sich zu irgend einer Arbeit zu zwingen, ehe die

Frage entschieden worden, beschloß er am Abend des dritten Tages, sich mit Rose zu beratschlagen.

Gleich bei den ersten Worten fand er sie verändert. Sie war nicht schlecht, blos eigenwillig und unfügsam. Als sie das Antlitz des Gatten in innerlichem Leid erschlaffen und erbleichen sah, erfaßte sie Mitleid für ihn. Ernst, doch freundlich, hörte sie ihm zu. Weshalb fürchtete er, sie in Chartres zu lassen? Was konnte sie dort tun, das André beunruhigen durfte?

„Sie würden mich also ohne Bedauern wochen-, vielleicht monatelang fern von sich wissen?"

„Ohne Bedauern gewiß nicht," sagte sie mit dem schmeichelnden Lächeln, welches sie so verführerisch machte; „wie können Sie dies fragen? Weshalb aber nicht, wenn dieses Opfer von Ihren Interessen gefordert wird? Zudem bliebe mir das letzte Hilfsmittel unbenommen, Sie in Belgien aufzusuchen, wenn ich der Einsamkeit überdrüssig werden würde."

„Sie würden dies tun?" fragte André herzlich.

„Weshalb nicht?" fragte sie mit größter Herzlichkeit zurück.

Er stieß einen tiefen Seufzer aus und faßte ihre Hand, die er in der seinigen behielt.

„Wenn Sie wüßten," sagte er, „wie angenehm und leicht das Leben für Sie wäre! Sie brauchten

blos einen Teil des guten Willens beizutragen, welchen ich selbst Ihnen entgegenbringe."

Rose hielt sich nicht über den halbversteckten Vorwurf dieser Worte auf. Ihr Gatte hatte ihr soeben eine neue Aussicht eröffnet und sie wollte sich den günstigen Umstand nicht entgehen lassen.

„Sie sind ein Puritaner mein Freund," sagte sie sanft. „Sie haben sich selbst in streng moralischen Begriffen erzogen, die ich bewundere, aber nicht immer verstehe! Ich selbst bin unordentlich, ohne Aufsicht erzogen worden, bin fast ein Kind des Zufalls; ich habe meine Vorurteile so gut, wie Sie die Ihrigen, nur sind sie den Ihrigen gerade entgegengesetzt. Behandeln Sie mich nicht gleich einem Kinde, welches man auszankt und dann wieder verhätschelt: haben Sie etwas mehr Vertrauen zu mir. Sie liebten mich früher, mit all meinen Fehlern ..... haben Sie nun aufgehört, mich zu lieben?"

Die Hand, welche André gefaßt hielt, zitterte in der seinigen; — der allmächtige Reiz, welchen diese Frau auf ihn ausübte, verdrehte ihm abermals den Kopf. Er zürnte sich, daß er der wollüstigen Wärme dieser Hand nicht widerstehen konnte, und trotzdem vermochte er sie nicht von sich zu schleudern.

Rose hielt ihn an einem unendlich starken Bande fest, an einem Bande, welches gewaltiger ist, als alle Vernunft, als die Erziehung, die Ehre, die Pflicht, die Moral, an dem Bande der Sinnlichkeit, welches

nichts zu zerstören vermag, so lange es besteht, welches aber an dem Tage zu nichts zerflattert, da sich die Seele wiederfindet und sich von der Herrschaft des Körpers befreit. An diesem Tage ist die Fessel für alle Zeiten zerbrochen, und nichts vermag sie wieder zu erneuern.

André befand sich noch in dem Stadium da man unterliegt; willig gab er sich den Freuden einer Aussöhnung hin. In dem Maße aber, da er sich in dieses stürmisch bewegte Leben versenkte, fühlte er immer klarer, daß, wenn er seine Frau auch noch liebte, er sie nur wie eine Maitresse liebte und daß er eine Torheit begangen, indem er sie heiratete.

Am zweitnächsten Tage verließen sie das Seebad. André's Urlaub war zu Ende gegangen, auch erwartete man seine Antwort im Ministerium.

Das Bewußtsein, daß ihn Rose an so starken Banden gefesselt hielt, während er mit durchaus strengster Unparteilichkeit gegen sie auftreten wollte, erfüllte ihn mit Scham, und er beschloß daher, abzureisen, in der Hoffnung, daß es ihm in der Ferne gelingen werde, wieder Herr seines Urteils zu werden, welches er in ihrer Nähe bedroht fühlte.

Auf ihrer Durchreise über Paris, wo sie kaum einen Tag verweilten, wurde festgesetzt, daß André nächste Woche nach Belgien abreisen solle.

Es wurde das eine sehr geschäftige Woche; André mußte zahlreiche Vorbereitungen treffen und

sich insbesondere mit Büchern und Karten versorgen. Rose ordnete sein Reisegepäck mit einer überraschenden Lebhaftigkeit; sie gab sich dieser Beschäftigung mit jener heiter lächelnden Miene hin, welche sie so unwiderstehlich machte.

„Du bist also ganz entzückt darüber, daß er abreist?“ fragte Florence mit sorgenvollem Gesicht eines Abends, während sie kostbare Zeichnungen und Grundrisse sorgfältig in einen Koffer verpackte.

Rosa machte unerwarteterweise keine finstere Miene, als sie mit melodischer Stimme zur Antwort gab:

„Diese Reise wird eine Wohltat für uns Beide sein. Wir können uns lieben und uns trotzdem zeitweilig von einander trennen. Blieben wir fortwährend beisammen, so würden wir uns schließlich gegenseitig verschlingen. Du brauchst mich gar nicht mit so geärgerten Blicken zu betrachten; es ist die reinste Wahrheit, die ich Dir sage.“

Am Tage seiner Abreise erinnerte sich André, daß er vergessen habe, von dem Erbauer der Kirche in Chartres eine wichtige Auskunft einzuholen, die ihm derselbe zugesagt hatte.

Er hatte vor dem Abgange des Zuges noch reichlich Zeit, das Versäumte gut zu machen und begab sich demzufolge in die Wohnung des Architekten, der indessen ausgegangen war. Man sagte ihm, er werde den Gesuchten jedenfalls in der Kirche

antreffen, wo gerade eine Reparatur vorgenommen wurde, und so eilte er raschen Schrittes nach dem ehrwürdigen Gebäude.

Er trat in das von wenigen Wachskerzen spärlich erhellte Gotteshaus, dessen tiefreichende und massive Wölbungen gespenstische Formen annahmen, während die beinahe schon gänzlich verwischten Wandmalereien gleich unbestimmten Schatten dahinzuflattern schienen.

Das geheimnißvolle Aussehen des ihm wohlbekannten Ortes focht ihn nicht an, und er drang weiter vor bis zu der sich hinter dem Chor dahinziehenden, von außen erhellten Gallerie, wo er den Architekten in der Tat antraf.

Die Unterredung war nur kurz; einige mit Bleistift gemachte Notizen genügten, dem jungen Ingenieur Alles, was er zu wissen wünschte, einzuprägen, und langsam schritt er die Gallerie wieder zurück.

Die einfachen Lustres, die aus nichts weiter bestanden, als aus einem eisernen Reifen, der zur Aufnahme der Kerzen mit eisernen Spitzen versehen war, glichen, von der Ferne aus gesehen, aufgereihten Perlen. Das gelbe und zitternde Licht der Wachskerzen, das mit dem Tageslicht zu kämpfen hatte, hob sich scharf von dem tiefen Schatten ab und im Hintergrunde der Gallerie schien der Altar der heiligen Jungfrau wie von Sternen umgeben zu sein.

Hier und dort leuchtete eine Vergoldung in hellerem Schein, erblickte man kleine, aus polirtem Eisen verfertigte Dreiecke, die mit zahlreichen gespendeten Kerzen beladen waren. Seit wie vielen Jahrhunderten schon nahmen diese Dreiecke die Spenden blutender oder dankbarer Herzen auf!

Außer einigen alten knieenden Frauen sah André Niemanden. Als er an dem Altar vorüberschritt, erhob sich eine elegante Gestalt vor ihm. Es war eine junge, verschleierte Dame, schwarz gekleidet und von auffallender Vornehmheit in Gang und Haltung. Er folgte ihr in einiger Entfernung und bewunderte instinktiv die jugendlich anmutigen, obgleich etwas matten Bewegungen der Gestalt. Bei der Tür angekommen, tauchte sie die Finger in den Weihkessel und wandte sich dann in das Sanktuarium zurück. André erbebte vor Ueberraschung.

„Fräulein Hermine!“ sagte er mit halber Stimme.

Er hatte mehrere Fragen auf den Lippen, doch wagte er nicht zu sprechen, so sehr trug die ganze Erscheinung den Stempel jungfräulicher Würde und schmerzlicher Empfindung an sich.

„Herr André!“ sagte sie mit einer eigentümlichen Milde in dem Zittern ihrer Stimme.

Sie schwieg einen Augenblick. Sie standen sich gegenüber, wie an dem Tage, da sie sich zum ersten Male sahen und sich gemeinschaftlich über das neu=

geborene Kind neigten, und welchen er niemals vergessen hatte.

„Ich habe meine Mutter verloren,“ sagte sie endlich mit einem mitleidheischenden Blick der braunen Augen, denen die kaum getrockneten Thränen von Neuem entstürzten.

„Armes . . . armes Kind!“ murmelte André, von Erbarmen erfaßt.

„Ach, es ist so traurig!“ sprach sie mit ihrer kindlichen Stimme. „Soeben haben wird den Brief erhalten; ich getraue mich zu Hause nicht zu weinen, da es meiner Schwester Schmerz bereitet . . . und darum kam ich hierher . . . Adieu, mein Herr.“

Damit wandte sie sich zum Gehen, André aber hielt sie zurück.

„In einer halben Stunde muß ich abreisen,“ sagte er zu ihr; „sonst wäre ich zu Ihnen geeilt . . . Bitte, sagen Sie Langlois, er möge mir schreiben, mei . . . Frau André hat meine Adresse. Mein Herz blutet mit dem Ihrigen, mein Fräulein . . .“

Mit einer schmerzlichen Bewegung ließ sie das Haupt sinken.

„Sie wurden schon frühzeitig zur Waise,“ sprach sie mit ihrer kindlichen Naivetät; „Sie wissen nicht, was das ist, aber ich! Und sie starb fern von uns! Adieu, mein Herr!“

André hätte sie in seine Arme nehmen, den schönen, ermatteten Kopf an sein mitleiderfülltes

Herz lehnen, die von Thränen überfließenden Augen mit liebender Hand trocknen mögen, doch er hatte keinerlei Recht dazu, nicht einmal durfte er die zarte, kleine Hand, die mit so schmerzlicher Bewegung an dem schwarzen Kleide niederfiel, mit brüderlichem Druck in die seine schließen.

„Adieu, mein Fräulein," versetzte er mit Bedauern.

Sie hatte bereits einen Schritt gemacht, wandte sich aber plötzlich um und fügte mit einem Nicken des Köpfchens, jedoch ohne ihn anzublicken, hinzu:

„Ich wünsche Ihnen eine glückliche Reise."

Weiter nichts; — sie schritt schnell hinaus, und als auch André, der sich achtungsvoll hinter ihr gehalten, die Kirche verließ, war sie nicht mehr zu sehen.

Beinahe laufend kehrte er nach Hause zurück, umarmte Rose flüchtig und begab sich nach dem Bahnhof. Und als er, allein in einem Waggon sitzend, die Augen schloß, um seine Gedanken zu sammeln, sah er aus dem Halbdunkel einer schlecht erleuchteten Kapelle das schmerzvoll verzogene Gesicht, die traurig blitzenden Augen und das goldene Haar Hermine's emportauchen.

XXVIII.

„Du bleibst also bei uns! Für Dein ganzes Leben! Außer wenn Du heiraten willst."

Hermine ließ den Kopf sinken, und ihre Thränen begannen von Neuem zu fließen.

„Ja ich verstehe! Der Augenblick ist nicht geeignet, um über derlei Dinge mit Dir zu sprechen, geliebte Schwester, doch wirst Du bei uns bleiben und wir werden uns glücklich schätzen, Dich bei uns behalten zu können."

„Wird Karl einwilligen?" frage das junge Mädchen furchtsam.

„Wenn Du daran zweifelst, so frage ihn selbst. Er sagt jeden Augenblick, daß unser Haus ohne Dich die Hälfte seines Glückes einbüßen würde ... Unsere kleinen Schwestern haben noch Zeit vor sich; wir werden sie noch zwei oder drei Jahre im Kloster lassen und dann sehen, was sich tun läßt."

„Ach!“ seufzte Hermine. „Es ist so traurig! Und wir waren hier, ohne etwas zu ahnen . . .“

Ganz Chartres beeilte sich der allgemein geachteten und beliebten Familie Langlois das Beileid und Mitgefühl auszudrücken und bei diesem Anlaß erst konnten die beiden Schwestern ermessen, wieviel echte Güte hinter der erheuchelten Trockenheit und Abgemessenheit einer Provinzstadt verborgen sei. Die zartesten Aufmerksamkeiten, als auserlesene Früchte, köstliche Blumen kamen während einer vollen Woche ins Haus geflutet, als bestrebte sich ein jeder nach Maßgabe seiner Mittel, seinen Anteil zum Troste der Trauernden beizusteuern.

Auch Frau André fand sich ein, — bewunderungswürdig in ihrer tadellosen schwarzen Toilette und ebenso tadellos in den Ausdrücken ihres herzlichsten Bedauerns, doch empfanden die beiden Waisen deutlich, daß das blos hohle Worte, nichts weiter seien.

In der Tat empfand Rose kein Mitgefühl für solche Leute, die nach allen Regeln der Kunst im Kreise ihrer Familie sterben und mit dem nötigen Pomp begraben werden. Im Grunde ihrer zigeunerhaft veranlagten Natur, die von der Zivilisation nur gestreift, aber nicht veredelt worden, bewahrte sie all' ihr Mitleid für die Enterbten des Lebens, für die elternlosen Kinder und die Kranken in den Hospitälern.

Außerdem sah sie Langlois' wegen in Klara, und

André's wegen in Hermine eine Feindin; — um sich bei solchen Gefühlen in wärmeren Ausdrücken zu ergehen, hätte es einer Dosis Doppelzüngigkeit bedurft, über die Rose nicht verfügte. Sie zog es demnach vor, sich auf die landläufigen Versicherungen zu beschränken, die nicht viel Zeit in Anspruch nahmen.

„Herr André war auch sehr freundlich," bemerkte Hermine, als das Gespräch gänzlich stockte.

„Hat er Ihnen geschrieben?" fragte Rose, die sammtglatten Brauen in die Höhe ziehend.

„Nein," versetzte das junge Mädchen errötend. „Ich begegnete ihm in der Kirche . . . ich glaube, er sagte mir, daß er abreise; ich erinnere mich nicht mehr genau . . . Er war sehr freundlich."

„Das ist doch nur natürlich!" sagte Rose, indem sie aufstand, um Abschied zu nehmen. „Sie erlauben mir wohl, Sie von Zeit zu Zeit zu besuchen, Frau Langlois? In Abwesenheit meines Gatten fühle ich mich so einsam . . ."

„Gewiß, gewiß," erwiderte Klara rasch. „Unsere Trauer verbietet uns geräuschvolle Unterhaltungen, doch werden uns unsere Freunde stets ein großes Vergnügen bereiten, wenn sie uns besuchen wollen."

Rose entfernte sich mit einem reizenden Lächeln, welches sie gleichsam als Uebergang von ihrem heutigen Besuche zu jenen zurückließ, welche sie für die Zukunft in Aussicht stellte.

Die Wahrheit war, daß sie aus verschiedenen Gründen Interesse für Hermine hegte und sich von einer heftigen Neugierde bezüglich des jungen Mädchens erfaßt fühlte.

Sie wiederholte ihren Besuch in der Tat, ohne daß Frau Langlois und ihre Schwester die Besuche erwidern mußten, da sie die Trauer von dieser Pflicht enthob. Beinahe immer, ob beim Kommen, oder beim Gehen, begegnete sie dem Doktor, mit dem sie einen kalten Gruß wechselte; — diesen ergänzte Rose durch eine Miene ironischer Ueberlegenheit, welche Langlois die beiden ersten Male nicht zu bemerken schien.

Das dritte Mal blickte er sie spöttisch an und Rose, die hierauf nicht vorbereitet war, verlor ihre Kaltblütigkeit. Sie warf dem Doktor einen Zornesblick zu, welchen er sehr gut aushielt. Sie schlug die Augen nieder und entfernte sich mit der Empfindung, daß sie soeben einen Schlag erhalten habe, der nicht blos ihre Eigenliebe, sondern auch eine tiefere und empfindlichere Stelle in ihrer Seele verwundet hatte.

Es war für sie fortan kein Vergnügen mehr, die trauernden Frauen zu besuchen, deren Gespräch ihr nichts Neues bot und deren Anblick ihr ebenso Unbehagen, als Langeweile verursachte. Sie schützte ein Unwohlsein vor und blieb dann zu Hause.

André schrieb ihr jeden zweiten Tag. Seine

Briefe waren nicht lang; sie berichteten ihr über seine Arbeiten, soweit dieselben für sie verständlich sein konnten und schlossen mit einigen Worten der Liebe. Rose nahm dieselben wie eine ihr gebührende Sache in Empfang, las sie, legte sie fort und dachte nicht mehr an sie.

Eines Morgens aber fand sie neben dem Brief des Gatten einen zweiten auf dem Tische liegen, dessen Aufschrift sie erschauern ließ.

Der Brief war übrigens nur von Max; er sandte ihr eine jener pariser Plaudereien, die die Journalisten zumeist für ihr Blatt reserviren. Der Brief floß über von amüsanten Dingen, originellen Betrachtungen und bildete ein wahres Festessen für Rose, deren Lebensweise früher nichts weiter aufwies, als diese durch die pariser Brille der Täuschung bis zu dem Umfange eines Ereignisses aufgeblähten Nichtigkeiten, während dieselbe jetzt in dem regelmäßigen Bette des bürgerlichen, einfachen Lebens dahinfließen sollte

Sie las den Brief unter herzlichem Lachen zu Ende, durchlas ihn noch einmal und legte ihn dann vor sich nieder, um von Zeit zu Zeit einen Blick in denselben zu werfen, wenn ein einzelnes Wort lebhafter als sonst eine Erinnerung in ihr wachrief. Dann versank sie in tiefes Sinnen.

Als sie aus demselben endlich erwachte, rief sie Florence herein.

„Packe mir ein wenig Weißzeug in ein Tasche, lege mir mein Reisekleid zurecht und hole einen Wagen," befahl sie.

„Mein Gott, hast Du vielleicht schlimme Nachrichten vom Herrn empfangen?" fragte die alte Frau. Die Gewohnheiten ihrer Gebieterin, die ihr während deren früherem Nomadenleben ganz natürlich erschienen waren, überraschten sie gegenwärtig stets in höchstem Maße.

„Wer spricht vom Herrn?" versetzte Rose ungeduldig. „Ich habe Geschäfte, die mich nach Paris rufen."

„Wann kommst Du zurück?"

„Weiß ich? Tue, wie ich Dir befohlen und richte es so ein, daß ich den Zug nicht versäume."

Zwei Stunden später befand sich Rose in Paris.

Nichts vermag ihre Gefühle zu beschreiben, welche sie empfand, als sie das Pariser Asphalt unter den Füßen verspürte. Es schien ihr plötzlich, als wäre sie aus dem Innern Afrikas oder aus den Polarländern, mit einem Wort, von einem Orte zurückgekehrt, wohin kein Ausläufer des modernen Lebens dringt. Und als sie die staubgesättigte Luft der Straßen einatmete, meinte sie, nach einer langen Krankheit zu neuem Leben auferstanden zu sein.

Sie wollte zu Fuße gehen und ihre kleine Reisetasche selbst tragen; mit dem frohen Erstaunen eines Schülers, der zum ersten Mal aus der Provinz

nach Paris kommt, schritt sie durch die Rennes-Straße dahin. Alles ergötzte sie: die auf hohen Rädergestellen ruhenden Straßenbewässerungsröhren, die mit Menschen gefüllten Gesellschaftswagen, die schweren Pferdebahnwagen, die gleich Kanonenkugeln zwischen die dichtesten Menschenmassen einschlugen und vor welchen sich wie durch ein Wunder alles entwirrte; die Kinder, die mit ihren Schultaschen aus der Schule kamen und vor den mit den verschiedensten und verlockendsten Dingen ausgestatteten Schaufenstern der Papierhändler stehen blieben; die Ammen, die die Squares erfüllten und deren buntschillernde Bänder von weitem ungeheuren fantastischen Blumen glichen, — — all' diese frohbewegte, lärmende Welt, die sich an Sommernachmittagen durch die Straßen drängt, bereitete der jungen Frau ein beinahe an Rührung grenzendes Staunen.

Sie langte bei der Seine an. Das Wasser floß lustig unter den Pfeilern dahin, das Sonnenlicht spielte unter den Brücken und erweckte ein blendendes Gefunkel, die Pappeln schüttelten ihren Staub langsam auf die mit goldschillerndem Sand bedeckten Ufer nieder und ringsum schlugen fröhliche Laute von den Lippen der vorübereilenden Passanten an ihr Ohr.

Ja, dies war Paris! Dies war das Leben! Rose fühlte sich wieder jung, wie an dem Tage, da

sie in dem Uebermut ihrer siebzehn Jahre zum ersten Male eine große Rolle spielte.

Das Herz pochte ihr wie in der Erwartung eines Stelldicheins, als sie vor dem Hotel de Louvre anlangte, wo sie von dem Portier sofort erkannt wurde und ein freundliches Lächeln nebst einem Zimmer angeboten erhielt.

Sie war zu Hause! Nicht mehr bei André, ihrem Gatten, sondern in ihrem eigenen Heim Dieses Zimmer, welches sie von ihrem eigenen Gelde bezahlte, schien ihr schöner, als ein Zauberschloß zu sein. Sie wollte nun essen, schlafen, kommen und gehen ganz nach ihrem Belieben, ohne sich an festgesetzte Stunden zu binden.

Mehr denn je wünschte sie sich Glück dazu, daß sie die wenigen tausend Francs, die ihr geblieben waren, klugerweise verwahrt und geheim gehalten habe.

Auch hatte sie noch Schmucksachen; doch so teuer dieselben sind, wenn man sie kauft, so wertlos werden sie, wenn man sie verkaufen will. Baares Geld bot mehr Sicherheit ...... Einem instinktiven Drange Folge leistend, hatte sie vor ihrer Hochzeit die wenigen Aktien verkauft, die ihr Kapital bildeten; sie wollte von Niemandem die Ermächtigung zur Verfügung über ihr Eigentum einzuholen haben. Welche Freude nun in dem Besitz dieser geringen Summe! . . .

„Und wenn dieselbe zu Ende sein wird?“

Dieser Gedanke glitt nur flüchtig durch ihren Geist; sie kehrte sich keinen Augenblick an denselben. Für sie war die Zukunft stets entfernt; blos die Gegenwart besaß ein Stimmrecht.

Es war noch nicht zu spät, um einen Gang über die Boulevards zu machen. Sie hatte bald die la Paix-Straße erreicht und schritt nun langsam auf der wellenförmigen Linie dahin, die von der Madelaine zum Saint-Denis-Tor führt.

Langsam, ernst, mit erhobenem Kopfe und gerade vor sich hinschauend, verfolgte sie ihren Weg, überzeugt, kein bekanntes Gesicht unter den vor den Kaffeehäusern sitzenden plaudernden Gruppen zu übersehen. Sie suchte Niemanden in des Wortes eigentlichem Sinne. Was sie wollte, war der langentbehrte Duft des pariser Lebens, nach welchem sie der Brief des Journalisten lüstern, begierig gemacht hatte.

Und immer weiter ging es gleichmäßigen Schrittes, welchen blos der Wunsch erkannt zu werden, verlangsamte, doch mit majestätischer Miene, die sie vor jeder kritischen Bemerkung der Vorübergehenden schützte. Eine gewisse Trauer beschlich ihr Herz allmählich, als mehrere Persönlichkeiten der Finanz- und Sportswelt, mit denen sie häufig genug zusammengekommen, an ihr vorübergingen, ohne sie zu bemerken; sie fragte sich, ob sie denn wirklich so

weit vergessen worden sei, daß sie sich zu erkennen geben müßte, um gegrüßt zu werden .... Schweren Herzens, aber hochmütiger denn je, schritt sie jetzt etwas rascher dahin, das Auge wie verloren auf das Pflaster gerichtet und entschlossen, Niemanden und nichts mehr anzublicken, um sich neue Demütigungen zu ersparen, als sie plötzlich ihren Namen nennen hörte und ein Schatten vor ihr stehen blieb.

„Frau André!"

Immer und immer wieder dieser Name, der bereits ein Alpdrücken für sie zu werden begann! Doch es war Max, der sie angesprochen, und sie lächelte ein wenig gezwungen.

„Sie, hier in Paris? Seit wann? Haben Sie meinen Brief nicht erhalten? Wo ist Ihr Gatte?"

Sie antwortete mit ironischer Stimme: „Mein Gatte ist in Belgien; angekommen bin ich vor zwei Stunden; Ihren Brief erhielt ich heute Morgen."

„Ah!" machte er und maß sie vom Scheitel bis zur Sohle; — er mochte es empfinden, daß die junge Frau unter ihrer scheinbaren Ruhe gleich einer Violinsaite vibrire, die durch den Wirbel gespannt wird.

Einige Neugierige, die vor dem Kaffeehause saßen, welches er soeben verlassen, betrachteten die Beiden aufmerksam.

„Wollen Sie meinen Arm nehmen?" fragte er.

Sie gab keine Antwort, legte aber ihre Hand

auf den Aermel seines Rockes und schritt weiter mit ihm über den Boulevard, auf welchem die geschäftigen wie unbeschäftigten Leute gleicherweise vertreten waren.

„Sie sind allein hier?" fragte Max. „Sonderbar!"

„Weshalb?" fragte sie trocken zurück.

„Ah, ich weiß ja gar nicht, was ich spreche . . . . Und Sie erhielten meinen Brief?"

„Ja. Weshalb schrieben Sie mir denselben?"

„Das wäre schwer zu sagen," versetzte er lachend. „Wahrscheinlich, weil ich mir dachte, daß Ihnen derselbe Vergnügen bereiten würde. Habe ich mich getäuscht?"

Sie blickte ihn offen an und begegnete dem Auge des Journalisten, das beharrlich auf sie gerichtet war.

„Nein," antwortete sie ihm. „Ja, ich will Ihnen noch mehr sagen. Ihr Brief ist es, der mich nach Paris kommen ließ."

„Soviel wagte ich nicht zu hoffen," sagte er und drückte den Arm der jungen Frau leicht an sich, sie aber zog denselben sachte zurück.

„Spielen wir nicht mit Worten," sprach sie kalten Tones. „Ihre Schilderungen erweckten das Heimweh nach dem pariser Leben in mir; ich konnte demselben nicht widerstehen und kam hierher, um mich ein wenig zu kräftigen, um die Luft der

Boulevards einzuatmen, um das Asphalt unter meinen Füßen zu spüren. Aber nicht Ihrethalben bin ich gekommen, Max, noch einer anderen Person wegen, sondern lediglich nur meinethalben."

Er begriff, daß sie die Wahrheit spreche und hütete sich, weiter in sie zu dringen. Offen gestanden, bildete er sich auch gar nicht ein, Rose nur einen Funken von Leidenschaft einzuflößen.

„Kann ich Ihnen in irgend etwas nützlich sein?" fragte er mit größter Höflichkeit.

„Nicht daß ich wüßte. Besuchen Sie mich morgen im Hotel du Louvre; wir werden mit einander plaudern. Erinnern Sie sich noch Ihres letzten Besuches vor meiner Verheiratung? Ich glaube, wir zankten uns damals ...?"

„Ja, ja, ich erinnere mich ... es erschien sogar ein Besuch aus der Provinz, wenn ich nicht irre."

„Derselbe, der meine Heirat herbeiführte."

„Das war also der Liebesbote! Und werden Sie glauben, daß ich derartiges vermutete? Er hatte solch' ein Gesicht dazu."

Beide begannen zu lachen. Vor dem Gymnase-Theater angekommen, blieb Max stehen.

„Wohin soll ich Sie führen, gnädige Frau?" fragte er. „Ich bin zum Diner geladen und muß nach Hause, um mich um umzukleiden."

„Lassen Sie mich nur hier," versetzte sie. „Ich

werde mich auf eine der Bänke niedersetzen und mir die Leute ansehen. Das allein ist schon eine Freude."

Er geleitete sie zu einer Bank und wollte sich bereits mit einer Verbeugung zurückziehen, als er Gérad Pornic erblickte, der durch die Schauspielertür soeben das Theater verließ.

„Da haben Sie Pornic," sagte er. „Eine echte pariser Physiognomie das . . . Soll ich ihn herbringen?"

Sie wollte ablehnen, doch war's bereits zu spät. Pornic hatte die Beiden erblickt und ohne zwar zu ahnen, daß die Dame Rose sein könne, die er wohlgeborgen unter dem ehelichen Dache zu Chartres wähnte, kam er heran. Max hätte sich ganz gewiß nicht öffentlich mit einer Dame gezeigt, wenn sie nicht schön und elegant gewesen wäre. Er kam also mit ungezwungener Miene dahergeschritten und war nicht wenig überrascht, als er sich der schönen Reiterin von Clairefontaine gegenüber fand.

„Ach!" sagte er nach dem Austausch der ersten Höflichkeiten, „Sie haben mir dort eine Freude bereitet, wie man sie nicht zweimal im Leben erfährt. Hundertmal wenigstens habe ich mir Sie seither ins Gedächtniß zurückgerufen . . . Wie schade, daß Sie die Bühne verlassen haben!"

Rose's Augen erglänzten, während sich ihre Wangen rosig färbten.

„Sehr gut," dachte Max, „wenn er ihr vom

Theater spricht, werden sie keine Langeweile mitsammen haben.“

Und mit zahllosen Entschuldigungen entfernte er sich, die Beiden unter dem staubigen Schatten der Kastanienbäume zurücklassend.

Pornic besaß zu viel Geist, als daß er mit Rose über andere Dinge gesprochen hätte, als die, welche sie lebhaft interessirten. Binnen einer Viertelstunde hatte er allen Künstlerinnen in Paris, die Rose ersetzen sollten, den Garaus gemacht und ihr schlagender, als durch die übertriebensten Komplimente bewiesen, daß sie die einzige Frau sei, die eine Rolle zu verkörpern im Stande ist.

Sie hörte ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zu und warf hier und dort ein Wort zur Vertheidigung einer Kollegin ein, war aber entzückt, sich widerlegt zu hören.

Plötzlich blickte er auf seine Uhr.

„Die Dinerstunde hat uns überrumpelt,“ sagte er lächelnd. „Wenn ich es wagen dürfte . . . da Sie doch gleichsam als Junggesellin hier sind . . . doch ich getraue mich nicht . . .“

„Weshalb denn nicht?“ fragte Rose von seinem Einfall entzückt. Sollte sie auf die Gesellschaft eines Mannes verzichten, der so trefflich über das Theater zu plaudern verstand?

„Sie wollten annehmen? Sie machen mich sehr glücklich! Wir werden dann offen über mein Drama

sprechen! Ich habe eine Skizze entworfen, die nicht schlecht ist . . ."

Sie speisten in einem Restaurant der Champs-Elysées, gerade versteckt genug, um nicht von zwanzig Personen schon auf der Schwelle erkannt zu werden und offen genug, damit man sie keines Stelldicheins beschuldige. Pornic war ein Meister in der Veranstaltung solcher Diners, wozu ihm häufig genug Gelegenheit geboten wurde. Man kann es sich kaum vorstellen, wie sehr die Frauen, die sich noch achten, die sich aber nicht immer achten, diese Art von Zerstreuungen lieben, die ihnen den Anschein giebt, als begingen sie einen Fehler, ohne ihn indessen in Wahrheit zu begehen. Es ist dies ein Vergnügen ähnlich jenem, welches man empfindet, wenn man am Rande eines Abgrundes dahinschreitet: nicht Jedermann vermag es zu würdigen, aber diejenigen, die dasselbe verkosten, genießen es mit Wollust.

Pornic sprach ausschließlich nur über das Theater. Er erzählte sein Drama, doch nicht weitschweifig und langweilig, wie gewisse Leute, die keine Zeile schreiben können, ohne dieselbe Jedermann zu erzählen, sondern in einigen Worten blos. Er vertiefte sich dann in die Charakterschilderung der Heldin. Er sprach so lange, bis Rose hingerissen fragte: „Großartig! Wer wird die Rolle spielen?"

Er antwortete nicht sofort; — plötzlich aber

erfaßte er ihre Hände über den Tisch hinweg, der sie von einander trennte und sagte in einer Erregung, die zu mindest ebenso wahr, als erkünstelt war: „Sie!“

Sie fuhr zusammen. Seit einer Stunde, während welcher sie ihm zuhörte, fühlte sie deutlich, wie die von ihm geträumte Gestalt sich in ihr zu regen und zu entwickeln begann, bis dieselbe klar vor ihrem geistigen Auge stand. Es war eine Frau, wie sie selbst, launenhaft, beinahe verderbt und der Liebe wie der Aufopferung gleich fähig, und hierdurch ihre Missetaten vergessen machend . . .

Heftig machte sie ihre Hände los.

„Torheit!“ meinte sie bitter. „Als ich heiratete, verzichtete ich auf das Theater.“

Er gab keine Antwort. Wozu auch? Die Arbeit würde sich schon ganz allein in diesem launenhaften Kopfe vollziehen.

„Gehen wir ein wenig an die frische Luft,“ proponirte er nach einer Pause.

Sie verließen das Restaurant und begaben sich an das Flußufer vor den Tuileerien, wo es nur wenige Spaziergänger gab.

Einige Zeit schritten sie dahin, blos unbedeutende Bemerkungen austauschend. Als man heimkehren wollte, hub Pornic mit einem Male an:

„Sie wissen wohl nicht, daß Saint-Chaix un-

tröstlich ist? Sie haben ihn tief beleidigt, trotzdem betet er Sie an."

„Er verliert seine Zeit so gut, wie jeder Andere," entgegnete Rose. „Womit habe ich ihn übrigens beleidigt?"

„Durch die Rücksendung seines Medaillons! Ich hatte es ihm prophezeit, doch Sie wissen vielleicht, daß er fremder Argumentation nicht sehr zugänglich ist. Hat er einmal eine Idee, so hält er fest an derselben."

Rose dachte an das Sonnet — falls Pornic von demselben sprach, so war er nichts anders, als ein ganz gewöhnlicher Mensch. Doch schien er gar nicht daran zu denken. . . .

„Ist er in Paris?" fragte sie zerstreut.

„Bald ist er da, bald nicht. Soll ich ihn herschicken?"

„Nein! Er würde es in alle Winde hinaustrompeten, daß ich hier bin, während ich mich höchstens zwei Tage hier aufhalten will."

„Gestatten Sie mir, Sie zu besuchen?"

„Gewiß," versetzte sie gleichgiltig.

Er verließ sie vor dem Tore des Hotels und sah ihr nach, wie sie festen, gleichmäßigen Schrittes durch den Hof ging.

„Sie mögen immerhin die Hochmütige spielen, Frau André oder Rose Rozier," murmelte er. „Sie werden trotzdem zur Bühne zurückkehren und größere

Triumphe feiern, denn je. Das Schlimmste, was mir passiren kann, ist, daß ich den Gatten niederschießen müßte. . . . . Doch ein Philosoph wie er, wird sich nicht schlagen."

Nach diesem charakteristischen Monolog kehrte er auf den Boulevard zurück.

XXIV.

Am nächsten Abend saßen sie Seite an Seite in einer Parterreloge des Theaters Porte-Saint-Martin und witzelten über ein altes Stück, welches schon lange nicht aufgeführt worden.

Liebte sie Pornic? Nicht im Traume wäre ihr derlei beigefallen. Sie hätte Jedermann durch ihre grenzenlose Verachtung zu Boden geschmettert, der mit der Zumutung an sie herangetreten wäre, sie könnte eines Tages seine Geliebte werden. Rose stand hoch in ihrer Selbstachtung; ihrer Ueberzeugung nach war sie unfähig, sich hinzugeben ohne die Entschuldigung einer leidenschaftlichen, unwiderstehlichen Liebe, wie sie dieselbe einst für Langlois empfunden, für sich zu haben. Der junge Schriftsteller flößte ihr nur eine sehr mittelmäßige Sympathie ein, doch verstand er sie bei ihrem Ehrgeiz als Künstlerin, bei ihren Neigungen einer rebellischen

Gattin festzuhalten und da sie bei ihm nicht blos die Nachsicht, sondern auch rückhaltloses Billigen für all' das antraf, worüber ihr Gatte stets zu schmälern hatte, so fühlte sie sich sehr behaglich in seiner Gesellschaft.

Nach der Vorstellung führte er sie nach Hause wie am vorhergehenden Abende und trennte sich vor dem Hotel von ihr, ohne auch nur einen Kaffee von ihr anzunehmen.

Am nächsten Morgen erwachte Rose mit der Empfindung eines Schülers, der da weiß, daß seine Ferien zu Ende seien und er noch an demselben Tage zur Schule müsse. Sie wurde nicht direkt an Chartres erinnert, doch ein sehr unangenehmes Bewußtsein der Anforderungen des gesellschaftlichen Lebens sagte ihr, daß, wenn sie nicht gänzlich mit dem lieben Außenscheine brechen wolle, es höchste Zeit sei, daß das flüchtige Schäfchen in den Stall zurückkehre.

Aeußerst übel gelaunt traf sie denn ihre Vorbereitungen. Das einzige, was sie noch ein wenig tröstete, war der Umstand, daß sie Max versprochen hatte, ihn zu empfangen und Pornic, daß sie mit ihm ins Theater gehen werde; und der Gedanke, die Beiden durch ihr plötzliches Verschwinden ein wenig aus der Fassung zu bringen, erfüllte sie mit großer Heiterkeit.

Eben, als sie hinabgehen wollte, um zu früh-

stücken, klopfte es zweimal kurz an ihre Tür. Sie öffnete, und zu ihrem unbeschreiblichen Erstaunen, welchem sich auch ein wenig Schrecken beigesellte, sah sie Doktor Langlois vor sich stehen.

Er trat ein, überließ es ihr, die Tür zu schließen und, nachdem er gegrüßt hatte, schritt er bis zum Kamin, ohne die in dem Zimmer herrschende Unordnung zu bemerken.

„Was wollen Sie von mir?“ begann Rose, da sie sah, daß er nicht spreche. „Wieso erfuhren Sie meine Adresse? Was suchen Sie hier?“

Langlois blickte sie aufmerksam an; dieses durchdringende Anblicken erweckte eine Flut von Zorn in ihr.

„Was suchen Sie bei mir?“ fragte sie mit einer Stimme, die vor Wut dumpf klang. „Ich bestreite Ihnen jedes Recht, sich mit meinem Tun und Lassen zu befassen ....“

Er unterbrach sie mit so gebieterischer Bewegung, daß sie gezwungen war, ihn anzuhören.

„Ich bin gekommen,“ sprach er mit fester, klarer Stimme, „weil Ihr Gatte fern von hier ist und es vor Allem für seine, wie für Ihre Ruhe unumgänglich nötig ist, daß ihm das Vorgefallene unbekannt bleibe. Sie haben Chartres ohne jeden Anlaß verlassen; wir müssen einen Vorwand für diese Reise finden und sofort heimkehren. Sollten Sie sich weigern, so wird André Alles erfahren ....“

„Sagen Sie es ihm immerhin!“ schrie Rose wild.

„Nicht ich werde es ihm sagen, sondern die ganze Stadt,“ fuhr Langlois ruhig fort. „Am wahrscheinlichsten ist es aber, daß er es aus den Zeitungen erfahren wird.“

Rose kreuzte die Arme und setzte sich nieder.

„Ich wollte gerade abreisen,“ sagte sie geringschätzend, „doch da dem jetzt so ist, so bleibe ich hier.“

Langlois ließ sich ihr gegenüber auf einen Stuhl nieder und sprach ernst und ruhig, wie wenn er bei einer Kranken gewesen wäre.

„André ist mein Freund, ich gab ihm keinerlei Rat, als er mir seine Absicht eröffnete, Sie zu heiraten. Vielleicht hätte ich ihm doch einen erteilen sollen . . . .“

„Ganz meine Ansicht,“ unterbrach ihn Rose, „Sie hätten uns Allen große Unannehmlichkeiten ersparen können.“

„Wenn ich Sie nicht so . . . . . genau gekannt hätte,“ fügte Langlois hinzu, bei den letzten Worten ein wenig zögernd, „würde ich es gewiß getan haben . . . Bei den damals obwaltenden Umständen durfte ich es nicht.“

„Dürfen Sie es heute?“ fragte die junge Frau und zog die Brauen in die Höhe.

„Ich müßte es wenigstens tun. Hören Sie mich an, Rose. Sie sind nicht gut; die besten Empfindungen erfahren in Ihrem Herzen eine derartige

Umwandlung, daß man versucht ist, zu glauben, Sie seien von Natur aus schlecht und nur aus Laune gut.“

„Entgegengesetzt kann es möglich sein,“ sagte sie traurig, besiegt von der Strenge dieses Urteils, dessen Gerechtigkeit sie anerkennen mußte.

„Das ist dasselbe,“ sagte Langlois rauh. „Nehmen wir die Tatsachen, so wie sie sind: Sie sind Andrés Frau. André ist unfähig, sich mit der Ehre zu vergleichen; Sie schänden dieselbe . . . .“

„Glauben Sie?“ fragte sie, sich hoch aufrichtend.

„Nein,“ versetzte er sehr bleich, aber noch immer ruhig. „Ich glaube es noch nicht, die Welt aber wird es glauben und das ist dasselbe für meinen Freund.“

„Sie lieben ihn wohl sehr, diesen Ihren Freund?‘,

„Ja.“

„Und die Frau Ihres Freundes? Die lieben Sie wohl auch sehr? Gestehen Sie doch die Wahrheit! Sie sind eifersüchtig!“

Er blickte ihr fest ins Gesicht und in seinem Auge las sie, daß er sie nicht mehr liebe.

„Jetzt ist's an mir, zu fragen: Glauben Sie?‘

Sie fiel auf ihren Sitz zurück.

„Sie haben kein Recht, mich zu quälen,“ begann sie, nachdem sie sich ein wenig beruhigt hatte. „André ist mein Gatte, er kann mich tödten, wenn er will

aber nur er allein kann es tun. Niemand, mein Herr Doktor, hat ein Recht, ob im Namen der Vergangenheit, ob im Namen der Zukunft, sich zwischen meinen Gatten und mich zu stellen."

„Ich bitte Sie um Verzeihung," versetzte er. „Im Namen der Pflichten, welche Sie verkennen, hat ein jeder Mensch, sofern er nur von guten Absichten bewegt wird, das Recht, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß Sie auf schlechtem Wege wandeln."

„Sie hätten Prediger werden sollen," sagte sie sarkastischen Tones.

„Ich glaube nicht, daß ich hierzu taugen würde," entgegnete er ohne Verwirrung. „Ich nehme Sie mit mir, in einer Stunde reisen wir ab. Sie waren krank, und ich habe Ihnen geraten, nach Paris zu gehen, um einen berühmten Arzt zu Rate zn ziehen. Ich kam nun nach Paris, um das Ergebniß der Untersuchung zu erfahren, und bringe Sie mit mir nach Hause zurück."

„Sie können also lügen?" fragte Rose, ihn naiv anblickend.

„Wenn es sein muß, schon, aber nicht aus Neigung," gab Langlois zur Antwort.

„Und wenn ich mich weigere, Ihnen zu folgen?"

„Ich wäre untröstlich, müßte aber den Dingen ihren Lauf lassen. Sie können sodann vorbereitet sein, André nach zwei, drei Tagen hier zu sehen."

„Aber was meinen Sie eigentlich, was ich denn getan habe?“ rief Rose gereizt aus.

„Gar nichts, was unstatthaft wäre, meine Gnädige. Sie haben Ihre alten Freunde empfangen, die Theater besucht . . .“

„Nun und?“

„Es ist unnötig, ein Gespräch fortzusetzen, welches blos beweist, daß wir uns nicht verstehen,“ sagte Langlois aufstehend und zur Tür schreitend. „Wollen Sie mir die Ehre erweisen, mit mir zu frühstücken?“

Sie verneinte mit einer Handbewegung.

„Wie Sie wollen.“

Damit zog er die Uhr.

„In dreiviertel Stunden werde ich mir erlauben, Sie abzuholen.“

Er verneigte sich achtungsvoll und ging hinaus. Sie setzte sich nieder und rang die Hände.

Dieser Mann beherrschte sie, was sie auch tun mochte. Sie fürchtete seine Verachtung mehr, als den Zorn Andrés.

Als der Doktor zurückkehrte, war sie zur Abreise bereit. Während der Fahrt wurde kein Wort gewechselt. In Chartres angelangt, brachte er sie zu Wagen nach Hause, übergab sie den Händen Florences und zog sich mit der natürlichsten Miene von der Welt zurück.

„Ah, ich glaube, daß ich ihn hasse!“ sagte Rose zu sich, als sie die verabscheuten Wände des Hauses

ihres Gatten wiedersah. „Weshalb bin ich eigentlich zurückgekommen? Wenn ich wenigstens einen Ort wüßte, wo ich nicht von ihm sprechen hörte!"

Zwei Tage gingen dahin; Rose hatte sich in ihren Zimmern eingeschlossen und empfing Niemanden, nicht einmal den Doktor, der sich zweimal einfand. Marcel Brun war höchst beunruhigt und witterte einen Sturm; die Erklärung, die ihm Langlois gegeben, hatte ihn nicht befriedigt. Er kam zwei oder drei Mal, forschte Florence aus, erschreckte sie tödtlich durch seine geheimnißvolle Miene, die die arme Alte glauben machte, ihre Gebieterin habe irgend ein furchtbares Verbrechen begangen und zog sich zurück, ohne den Einlaß erzwungen zu haben.

Andrés Briefe kamen regelmäßig jeden zweiten Tag an; — seit ihrer Rückkehr von Paris hatte Rose keinen Mut mehr, um zu lügen.

„Ich bin leidend und ermattet," schrieb sie ihm in fliegender Eile. „Zürnen Sie mir also nicht, wenn ich Ihnen einige Tage hindurch keine Antwort geben werde. Jede Anstrengung kommt mir schwer an."

In Ermangelung näherer Mitteilungen mußte sich André hiermit zufrieden geben.

Er war zur Zeit derartig beschäftigt, daß ihm die Tage schier zu kurz däuchten.

Allein mit seiner Arbeit, entfernt von den

Störungen und Verdrießlichkeiten seines Heimwesens, hatte er den Frieden, den ernsten, tiefen Frieden des schaffenden Arbeiters wiedergefunden. Ein wahrer Feuereifer hatte ihn für seine Studien erfaßt, die er denn auch mit einer ungewöhnlichen Ausdauer und Lebhaftigkeit betrieb, nicht um recht bald zu seiner Gattin zurückkehren zu können, sondern um den Leuten, die zu ihm Vertrauen bewiesen hatten, zu zeigen, daß er desselben würdig sei. In seiner Liebe getäuscht, fühlte er seinen Ehrgeiz in sich rege werden, wie dies in ähnlichen Fällen häufig vorkommt.

Der kurze und kalte Brief seiner Gattin bereitete ihm ein augenblickliches Unbehagen, hatte jedoch weiter keinerlei Einfluß auf ihn.

„Abermals eine Laune," sagte er sich. — Diese war aber wenigstens nicht gefährlich und er dachte gar nicht weiter daran.

Nach zwei Tagen ihres Einsiedlerlebens wurde Rose von Langweile erfaßt; — sie kleidete sich hübsch an und machte einen Spaziergang auf und um die Wälle. Der sonnige und trotzdem frische Nachmittag erinnerte bereits an das Nahen des September; lange, wie in einer Art von Betäubung schritt die junge Frau dahin. Wenn Chartres ein Gefängniß für sie war, so besaß sie zu mindest ein Recht, sich nach Gutdünken in demselben zu ergehen. Einen Augenblick blieb sie auch vor dem kleinen

Häuschen stehen, in welchem sie diesen traurigen Winter verbracht hatte.

Die weit geöffneten Fenster besaßen keine Vorhänge, Niemand bewohnte das bescheidene Gemäuer und der stets saubere und gepflegte Garten hatte das traurige Aussehen solcher Orte, die wohl besucht, aber nicht bewohnt werden. Rose fühlte, wie sich ihr Herz zusammenzog. Hier war sie frei, wenn nicht glücklich gewesen. Alle Kränkungen, Ärgernisse und Beunruhigungen dieser Zeit waren vergessen; sie erinnerte sich blos an einen Umstand: damals hing sie von Niemandem ab. Traurig und niedergeschlagen kehrte sie nach Hause zurück.

Als sie am nächsten Tage das Haus verließ, um ihren gestrigen Spaziergang zu wiederholen, sah sie eine ihr bekannt dünkende Gestalt sich von dem grauen Hintergrund der Mauern abheben. Es mußte ein Pariser sein und ihr Herz hüpfte hoch auf, als sie Pornic zu erkennen glaubte.

Er war es in der Tat. Am vorhergehenden Tage angelangt, war er in der ganzen Stadt umhergezogen und hatte durch geschicktes Ausholen eine Menge Einzelheiten über ihn interessirende Dinge erfahren. Er wußte bereits, daß Herr André in Belgien sei, daß die junge Frau Langeweile haben müsse, daß sie so krank gewesen sei, daß sie habe nach Paris gehen müssen, von wo sie der Doktor Langlois nach Hause gebracht habe. Ein sehr

wackerer Mann und äußerst geschickter Arzt, dieser Doktor Langlois .... Eine recht hübsche, elegante Dame, diese Frau André ....

Gérard Pornic verstand seine Sache zu gut, als daß er sich Rose öffentlich genähert hätte. Eine volle Viertelstunde schritt er vor ihr einher, ohne sich nach ihr umzudrehen, um zu sehen, ob sie ihm folge und dessenungeachtet sicher, daß sie nicht zurückbleiben werde. Endlich langte sie in einem dichten Gehölz alter Bäume an, die sich auf einem das flache Land und die Bahnstrecke beherrschenden Plateau befanden und hier ließ sie sich, mit dem Rücken gegen die Stadt gekehrt, auf eine Bank nieder. Er setzte sich neben sie hin, nachdem er sie achtungsvoll begrüßt hatte.

Der Ort war zu dieser Nachmittagsstunde, da Jedermann seinen Pflichten nachging, gänzlich verlassen und sie konnten nach Herzenslust plaudern.

„Was wollen Sie in Chartres?“ fragte sie einigermaßen gereizt. Alles, was nur im Entferntesten einer Beeinträchtigung ihrer Unabhängigkeit glich, flößte ihr Zorn und Mißtrauen ein.

„Ich kam blos hierher, um die Stadt zu besichtigen,“ log er unverschämt. „Dieselbe bietet sehr viel des Interessanten.“

Die Lüge war so derb, daß Rose in Lachen ausbrach, während er blos pfiffig lächelte.

„Sie glauben mir nicht? Da tun Sie unrecht

daran," fuhr er fort. „Sie haben keinen Begriff davon, wie man sich in Paris langweilt!"

„Seit wann?"

„Seitdem Sie abgereist sind. In Parenthese bemerkt: es war recht niedlich von Ihnen, Fersengeld zu geben, ohne mich zuvor davon zu verständigen! Ich mochte wohl ein sehr geistreiches Gesicht gemacht haben, als ich Sie am Abend abholen wollte, um Sie in meine Loge zu führen."

„Und was weiter? Die Loge hat Sie ohnehin kein Geld gekostet!" versetzte Rose geringschätzend.

Diesem Mann gegenüber verlor sie jede Würde, beinahe sogar jede Zurückhaltung. Er erweckte in ihr alle gemeinen Instinkte, alle zigeunerhaften und geräuschvollen Saiten ihrer verwickelten und wilden Natur.

„Nicht meiner Loge wegen, sondern des verlorenen Abens wegen habe ich Bedauern empfunden," sagte Pornic, mit seinem Stock in dem Kiessand zu seinen Füßen wühlend. „Aufrichtig gestanden, meine Gnädige, fühlen Sie denn nicht, daß weder Sie noch ich die Personen dazu sind, um uns, nachdem wir einmal zusammengetroffen, zu trennen, ohne daß in unserem Leben eine dauernde Spur dieser Begegnung zurückgeblieben?"

Sie blickte ihn kalt an.

„Wie meinen Sie dies?" fragte sie trocken.

„Geben Sie sich doch nicht den Anschein, als

verständen Sie mich nicht!“ fuhr er fort und blickte sie kühn an. „Zwischen Ihnen und mir existirt ein geheimnißvolles, unerklärliches Band . . . Sind Sie Fatalistin?“

„Nein,“ sagte Rose stirnrunzelnd.

„Ich aber bin ein Fatalist! Und Sie werden wohl oder übel mein Drama spielen; Sie werden sich schon dazu entschließen müssen.“

„Ich finde dies ungemein lächerlich,“ entgegnete Frau André ruhig. „Haben Sie sich der Mühe, hierher zu kommen, nur darum unterzogen, um mir diese hellseherischen Eröffnungen zu machen?“

Dies war nicht der Empfang, den sich Pornic ausgemalt hatte. Als er Rose anfänglich so fügsam gefunden, hatte er sich eingebildet, sie würde sein werden, sobald er nur wolle, und dieser unerwartete Widerstand erbitterte ihn tief.

„Darum und um die Kathedrale zu besichtigen,“ sagte er aufstehend. „Würden Sie Ihre Freundlichkeit so weit ausdehnen, um meine Führerin in derselben zu sein?“

Sie schüttelte verneinend mit dem Kopf.

„Es wird Ihnen nicht an einem Cicerone fehlen,“ sagte sie, ohne die Bank zu verlassen.

„Werden Sie mir gestatten, meinen Abschiedsbesuch bei Ihnen zu machen?“ fragte er zeremoniellen Tones und unbedeckten Hauptes vor ihr stehen bleibend.

Sie blickte ihn an, fest gewillt, mit einem entschiedenen „Nein“ zu antworten. Sie hätte ihm diese Antwort nicht darum gegeben, weil es ihre Würde und ihr Ansehen so erforderten, sondern blos um diesem Manne, der sich zu sehr auf seinen guten Stern verließ, eine Lektion zu erteilen. In dem Augenblicke aber, da sich ihre Lippen zu einer abweisenden Erwiderung öffneten, erblickte sie Langlois auf der Landstraße.

Er kam raschen Schrittes aus dem Vorstadtviertel. Zufällig, oder aus Gewohnheit schaute der Arzt zu der kleinen Esplanade hinauf, wohin seine Frau mit dem Kleinen zu kommen pflegte, wenn das Wetter schön war. Sein Blick maß Pornic vom Scheitel bis zur Sohle und begegnete dem der jungen Frau, die trotz der Entfernung den Ausdruck der Ueberraschung und von noch etwas mehr auf dem Gesichte Langlois' deutlich erkannte. Er grüßte, um ihr zu zeigen, daß er sie erkannt habe, und setzte seinen Gang fort, um in die Stadt zurückzukehren.

Rose verharrte unbeweglich und auf ihrem ausdrucksvollen Gesichte spiegelten sich die widersprechendsten Gefühle wieder. Den Gruß des Doktors hatte sie durch ein stolzes Nicken des Kopfes erwidert.

„Sie weisen mein Bitte ab?“ drängte Pornic, der sie beobachtete.

„Ich? Durchaus nicht! Man ist dies wohl einem

Menschen schuldig, der direkt nach Chartres kommt, um die Kathedrale zu besichtigen. Gehen wir, ich werde Sie bis zu dem alten Gemäuer führen, dann aber behelfen Sie sich selbst weiter."

Sie nahm familiär seinen Arm und ließ ihn den Schritt beschleunigen, so zwar, daß sie mit Langlois zugleich am Ende der Esplanade ankamen.

Sie standen einander gegenüber. Der Doktor konnte eine Bewegung nicht unterdrücken, Rose aber blickte ihn fest und mit geringschätzendem Ausdruck an. Er grüßte und schritt weiter; Pornic hatte den Hut gelüftet.

„Wer ist dieser Herr?" fragte er vertraulich.

„Ein Freund meines Gatten," versetzte sie mit zornfunkelnden Augen. „Hier, zu Ihrer Linken, haben Sie die Kirche, meine Wohnung kennen Sie doch. Auf Wiedersehen."

Damit ließ sie ihn stehen, und ihm blieb in seiner Ueberraschung nichts anderes übrig, als die Kathedrale zum zweiten Mal zu besichtigen.

„Zwar hat man mir gesagt, daß Rose Rozier eine unbequeme Person sei," sagte er sich, während er einen Rundgang durch die Kirche machte; „aber diese Starrköpfigkeit übersteigt alle meine Erwartungen!"

Ende des ersten Bandes.

Peregrine.

Novelle von Ottomar Beta.

2. Aufl.

14 Bogen. 8. Eleg. broch. . 1.—, eleg. geb. . 2.—.

„Ein origineller, höchst anziehender kleiner Roman von nur 14 Bogen, **der aber dem Leser mehr Genuß bietet, als mancher mehrbändige Roman,** den man auch als gut bezeichnen kann. Das Buch ist reich an originellen, durchweg höchst lebenswahr gezeichneten Figuren, die Handlung einfach, doch fesselnd; sie rollt in einer ungezwungenen, oft mit Humor gewürzten Sprache an uns vorüber, und in behaglicher, erheiterter Stimmung legen wir das Buch am Schlusse zur Seite. Der Schauplatz ist Hamburg, die Szenen spielen in den reichen Kaufmannskreisen."

(Leihbibliothekar.)

„Ein packender Vorwurf ist in dieser Novelle mit großem Geschick und echt dramatischer Schärfe behandelt: Das Erwachen des Ehrgeizes in dem Gemüte eines Findelkindes, das in einem reichen Hause erzogen wird. Der Kampf dieses Strebens nach der Gleichberechtigung, welches durch die Liebe zu der Tochter des Hauses geweckt wird, mit der Dankbarkeit gegen die Wohlthäter ist ausgezeichnet motiviert. Ein Schluß, welcher sowohl seinen Ehrgeiz befriedigt werden läßt, als auch der Dankbarkeit und Liebe erlaubt, im hellsten Lichte zu strahlen, bringt eine wohlthuende Lösung des Problems. Die Sprache und Composition des Ganzen sind ebenso zu loben, wie der geschilderte Vorwurf."

(Gegenwart.)

Druck von G. Pätz in Naumburg a. S.